

**STUDIEN UND TEXTE ZUR SOZIALGESCHICHTE
DER LITERATUR**

**Herausgegeben von
Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche,
Alberto Martino, Rainer Wohlfeil**

Band 36

Karl Wagner

Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur

Der Volksschriftsteller Peter Rosegger

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1991



Gedruckt mit Unterstützung des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung
und des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung

Redaktion des Bandes: Wolfgang Frühwald

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur : der Volksschriftsteller Peter
Rosegger / Karl Wagner. – Tübingen : Niemeyer, 1991

(Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur ; Bd. 36)

NE: GT

ISBN 3-484-35036-9 ISSN 0174-4410

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1991

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb
der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und
strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Satz: Pagina GmbH, Tübingen

Druck und Buchbinder: Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten

Denke Dir: Vier Jahre lang Rosegger lesen! Hat so was Übermenschliches je einer geleistet?! – Aber den Stift in der Hand ist es erträglich.

Peter Rosegger

Die meisten Jünger sind überzeugt oder wären überzeugt (wenn sie jemand damit beauftragte), daß endlich ein neues Rosegger-Bild erarbeitet werden muß, damit neben den Waldbauernbuben der leidenschaftliche Ankläger der Bauernleger tritt, der Schriftsteller, der sich gegen die Kumulation von Grundbesitz wehrt, dessen Besitzer heute Rosegger als Garanten ihrer Ideologie nehmen.

Alfred Kolleritsch

... in dem Maße, wie die Heimatliebe zunimmt, vermindert sich die schöpferische Kraft ...

Ludwig Hohl

DANKSAGUNG

Ohne die materielle und immaterielle Hilfe, die ich von vielen Personen und Institutionen erfahren habe, hätte ich diese Arbeit so nicht schreiben können. Mein Dank gilt Prof. Dr. Werner Welzig und Prof. Dr. Wendelin Schmid-Dengler, die nicht nur als Gutachter zu dieser Arbeit gestanden sind; Herrn Prof. Dr. Hellfried Rosegger und Herrn Hofrat Dr. Hans Hegenbarth (†) für die Erlaubnis, den in der Steiermärkischen Landesbibliothek aufbewahrten Nachlaß einsehen zu dürfen; den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen dieser und anderer Bibliotheken für mehr als amtsübliches Entgegenkommen. Herrn Landeshauptmann Dr. Josef Krainer, dem Amt der Steiermärkischen Landesregierung und dessen Wissenschafts- und Kulturabteilung, der Österreichischen Forschungsgemeinschaft, dem DAAD sowie dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung danke ich für die finanzielle Unterstützung meiner zahlreichen Archivaufenthalte sowie für die Druckkostenbeihilfe. Frau Elfriede Bös, Herr Ing. Rob, der Leykam-Verlag und, nach Abschluß der Arbeit, Herr Dr. Walch haben mir, was für andere unmöglich war, die Einsicht in unveröffentlichte Rosegger-Briefe erlaubt oder angeboten. Meinen Freundinnen und Freunden inner- und außerhalb des Instituts danke ich für solidarische Hilfe und Nachsicht; Klaus Amann, Hubert Lengauer, Regina Erdinger und Konstanze Fliedl für mehr.

INHALT

Abkürzungsverzeichnis	X
Einleitung	1
I. ROSEGGERS LITERARISCHE SOZIALISATION	7
1. Analphabetismus und Schriftkultur	7
2. Bildungshunger und städtische Kultur	17
3. Unheimliche Heimat	30
II. ROSEGGER UND SEINE VERLEGER (I)	42
A. Vom Erstlingswerk zu den ›Ausgewählten Schriften‹ (1869–1882)	42
1. Die Veröffentlichungen bei Pock/Leykam	42
2. Gustav Heckenast	49
2.1. Heckenast als Verleger Roseggers	49
2.2. Die Einzelausgaben nach Heckenasts Tod und die ›Ausgewählten Schriften‹	57
2.3. Tabellarische Übersicht zu Roseggers selbständigen Publikationen (1869–1882)	64
B. Literarische und publizistische Aspekte des Frühwerks	65
1. Roseggers und Heckenasts Bemühungen um Stifter	65
2. Ethnopoese der Alpen. Roseggers ›Sittenbilder‹	83
2.1. Der Zauber des Naiven	83
2.2. Roseggers ethnographische Skizzen	94
2.2.1. Pragmatische und poetologische Bedingungen des ›Sittenbildes‹	94
2.3. Formale und inhaltliche Aspekte	107
2.3.1. Beschreibung/Narration	107
2.3.2. Natur/Kultur	113
3. Zur Geschichte des ›Heimgarten‹ (1876–1910)	115
3.1. Anlaß und schwierige Vorverhandlungen	115
3.2. Die materielle Basis des ›Heimgarten‹ und die Entwicklung der Auflagenhöhe	119
3.3. Schwankende Programmatik – Programmatisches Schwanken	122
3.4. Die Suche nach Mitarbeitern	129
3.5. Der ›Heimgarten‹ in der Krise und seine Fortsetzung bis 1910	132
3.6. Schwierigkeiten mit der Zensur	135

4.	Roseggers Robinsonade: ›Die Schriften des Waldschulmeisters‹	138
4.1.	Varianten des Robinson-Mythos	138
4.2.	Zum Aufbau von Roseggers ›Waldschulmeister‹	146
4.3.	Geknickte Lebensläufe oder ländliche Therapie	154
4.4.	Die ›pädagogische Insel‹	166
III. ROSEGGER UND SEINE VERLEGER (II)		174
A.	Von Hartleben zu Staackmann	174
1.	›Heckenast, der Mäcen – Hartleben, der Verleger‹	174
2.	Die Fortsetzung der Oktavausgabe	182
3.	Rosegger für den Salon	194
4.	Der Konflikt mit Hartleben – der Kontakt zu L. Staackmann	198
5.	Der Prozeß	204
B.	Zur Krise und Kritik des Liberalismus	211
1.	Kindheit als Heimat: Roseggers ›Waldheimat‹-Geschichten .	211
1.1.	Lebenslängliche Arbeit an der Kindheit	211
1.2.	Autobiographisches Erzählen und Oralität in der Schrift . .	220
1.3.	›Kindheitsheimat‹	226
2.	›Bergpredigten‹. Zu Roseggers Kulturkritik	230
2.1.	›Die Predigten ändern sich, die Menschen nicht‹	230
2.2.	Die Konjunktur der Kulturkritik	233
2.3.	Schaukelpolitik in Sachen Antisemitismus	237
2.3.1.	Antisemit ›von Natur aus‹?	237
2.3.2.	Anti-Schönerer	242
2.3.3.	Die ›Heine-Affäre‹	248
2.3.4.	Der Antisemitismus – ein unerledigtes Problem	257
3.	Roseggers ›Jakob der Letzte‹ und die zeitgenössische Diskussion der Agrarfrage	260
3.1.	Ökonomie und Moral	260
3.2.	Natur- und Krankheitsmetaphorik	270
3.3.	Topographie	273
3.4.	Das Sozialmodell	281
3.5.	Kritische Kontroversen	286
IV. ROSEGGER UND SEINE VERLEGER (III)		297
A.	Der Verlag Staackmann	297
1.	Ludwig Staackmann	297
2.	Die Expansion des Verlags unter Alfred Staackmann (1897 bis 1918)	300
2.1.	Alfred Staackmanns Verlagspolitik	300
2.2.	Roseggers Publikationen bei Staackmann	311
2.3.	Die Fortsetzung der Volksausgabe und die ›Ausgabe letzter Hand‹	315

B. Die andere Jahrhundertwende	321
1. Idylle und Krawalle: ›Das ewige Licht‹ und die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie	321
1.1. Arbeiterfest als Dichterehrung	321
1.2. Die Aktualisierung der alten Muster	325
1.3. Destruktivkräfte des Fortschritts	330
1.4. Rosegger und die Sozialdemokratie	336
2. ›Erdsegen‹ statt ›Weltgift‹. Zum Dilemma literarischer Zivilisationskritik um 1900	344
2.1. Literarische und ideologische Kontexte	344
2.2. Roseggers ›Erdsegen‹	358
2.2.1. Zur Kommunikationsstruktur des ›Erdsegen‹: Komposition und perspektivische Mittel der Briefform	358
2.2.2. Die Exotik des Nahen: Zur Darstellung der bäuerlichen Welt	367
2.3. Der Komplementärroman: ›Weltgift‹	375
3. Der Heimgärtner im Ersten Weltkrieg	385
3.1. ›Volk‹ und ›Masse‹	385
3.2. Pazifismus im Vorkrieg	389
3.3. Offizielle Subjektivität	397
3.4. Moralische Ökonomie des Krieges	406
 V. DER ›HEIMGARTEN‹ IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT (1918–1935)	418
1. »Schwätzer der Tat«	418
2. Hans Ludwig Rosegger als Redakteur des ›Heimgarten‹	425
3. Der letzte Heimgärtner: J. F. Perkonig und sein Roman ›Bergsegen‹	430
 VI. BIBLIOGRAPHIE	437
1. Ungedruckte Quellen	437
2. Primärliteratur	437
2.1. Werkausgaben	437
2.2. Einzel- und Sammelausgaben (chronologisch)	440
2.3. Briefe	442
2.4. Sonstige Primärliteratur	442
3. Sekundärliteratur	446

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

1. Der in der Steiermärkischen Landesbibliothek aufbewahrte Nachlaß Peter Roseggers wird mit der Sigle NLPR-StL zitiert. Unveröffentlichte Briefe und Materialien aus anderen Archiven sind mit den in der Bibliographie angeführten Abkürzungen versehen. Briefe und Tagebücher werden nur mit Datumsangabe zitiert; Besonderheiten des Originals werden in der Regel nicht eigens gekennzeichnet.
2. Die Siglen für die diversen Rosegger-Ausgaben sind in der Bibliographie aufgelöst.
3. Folgende Siglen werden zur Entlastung des Anmerkungsteiles verwendet:
 - Janda = Peter Rosegger. Das Leben in seinen Briefen. Hrsg. v. Otto Janda. Weimar 1943.
 - Latzke I = Latzke, Rudolf: Peter Rosegger. Sein Leben und Schaffen. Bd 1: Der junge Rosegger. Weimar 1943.
 - Latzke II = Latzke, Rudolf: Peter Rosegger. Sein Leben und Schaffen. Bd 2: Der ältere und der alte Rosegger. Graz/Köln 1953.
4. Die den ›Heimgarten‹-Bänden folgende Jahreszahl bezieht sich jeweils auf das Jahr, in dem der Jahrgang schließt.
5. Ein Absatz im Originaltext wird mit [-] bezeichnet.

EINLEITUNG

»Es ist unter manchen Kritikern gang und gäbe geworden, auf die volkstümliche, heimatgebundene Dichtung mit einem aus Blasiertheit und Geringschätzung gemischten Gefühl herabzusehen, so als sei diese Art Literatur nicht ›intelligent‹ genug und daher nicht würdig, in den literarischen Salons (gibt es diese langweilige Einrichtung überhaupt noch?) herumgereicht zu werden. Leute, die vielleicht sehr gescheite Essays über Marcel Proust und James Joyce zu schreiben vermögen, versagen völlig, wenn sie sich einmal über Franz Stelzhamer, die Handel-Mazzetti oder Ludwig Ganghofer verbreiten sollen. Das ist keine Frage der Qualität des literarischen Objekts. Sie könnten ebensowenig über Ramuz, Jean Giono oder Jack London schreiben. Wie kommt das? Natur-Entfremdetsein? Volksferne? Jedenfalls: sie haben für das Erdgeruch-Genre, welches trotz aller Ablehnungsversuche von den einfachen, allen Ismen abholden Menschen goutiert wird, nichts übrig. Höchstens die verächtlich gemurmelten Worte ›Schrifttum‹ und ›Blubo‹.«¹ Was Otto Basil in seinem Gedenkartikel zu Roseggers 30. Todestag im Jahre 1948 behauptet, ist – gerade wegen der vertrackten Argumentation – geeignet, einige der Schwierigkeiten zu benennen, die sich beim Schreiben dieser Arbeit über Roseggers umfangreiches und unübersichtliches Werk ergeben haben.

Der Zusammenhang, der zwischen der Dignität des Gegenstandes und seiner wissenschaftlichen Beschreibung besteht und hergestellt wird, spielt nicht nur für die Distinktionskämpfe innerhalb des kulturellen und akademischen Feldes eine Rolle, in denen prozeßhaft die unterschiedlichen Rechtfertigungszwänge nach der vorausgesetzten Qualität des Gegenstandes reguliert werden. Die Aura des Bedeutenden, die den Namen Rosegger nur noch in regional begrenzter Öffentlichkeit umgibt, erscheint als fahler Nachglanz früherer Berühmtheit und Repräsentativität. Für Erich Auerbach, der diesen Befund bestätigt, ist dies der Beweis, daß in Deutschland und im deutschen Sprachraum »das Leben selbst viel provinzieller, viel altmodischer, viel weniger ›zeitgenössisch‹ war«. Die Namen allein genügten, sobald man bedenkt, »daß die vergleichsweise namhaftesten Erzähler, die ungefähr gleichzeitig mit Emile Zola, also um 1840, geboren werden, Anzengruber und Rosegger heißen«.² Auerbachs Korrelation von gesellschaftlichem Entwicklungsstand

¹ Otto Basil: Peter Rosegger. Zu seinem 30. Todestag am 26. Juni. In: Neues Österreich v. 26. 6. 1948.

² Erich Auerbach: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Bern/München ⁵1971, S. 478f.

und möglichem literarischen Rang erlaubt zumindest Explorationen in zurückgebliebene (Literatur-)Verhältnisse, die dem Autor allein nicht zur Last gelegt werden dürfen. Im allgemeinen aber gilt, daß immer dann, wenn mit dem Namen alles gesagt zu sein scheint, der zweifelhafte Charme antiquarischer wissenschaftlicher Fleißarbeit beginnt. Bei entsprechender Unerbittlichkeit bietet sich auch der Triumph des Besserwissens an, der sich des Gegenstandes entledigt, indem er ihn erledigt. Der Effekt des Besserwissens ist indes keine Sache bloß subjektiver Willkür. Die triviale Alltagserfahrung, daß das, was einmal dem Ernst der Sache angemessen schien, im nachhinein oft nur noch lächerlich ist, gilt auch für die Literatur: Zur komischen Erleichterung genügt das Zitat, auch bei Rosegger (lediglich eingeschworene Verehrer oder der akademische Ernst der Trivialliteraturforschung und der Ideologiekritik nehmen daran Anstoß).

Besserwissen, auch in dieser Form, ist geschenkte Erkenntnis und daher nicht erkenntnisfördernd. Aus diesem Grund wird auch auf das Ritual des Forschungsberichts verzichtet.³ Ein beträchtlicher Teil der Sekundärliteratur zu Rosegger beweist, daß die Krise und Ideologie der Germanistik *auch* eine ihrer Gegenstände ist. Diejenigen Arbeiten aber, deren Vorleistungen – wie im Fall der aus den Quellen gearbeiteten Untersuchungen von Rudolf Latzke – diese Studie erst ermöglicht haben, sind in deren Verlauf Gegenstand zu fortgesetztem Fragen und Befragen. Damit ist ein dem Besserwissen komplementäres Problem anzuschneiden: Was bei den nach heutigen Maßstäben kanonischen Autoren des 19. Jahrhunderts zum selbstverständlich vorausgesetzten Standard wissenschaftlicher Arbeit gehört, ist im Falle Roseggers vor jeder Hypothesenbildung erst zu erarbeiten bzw. nicht vorhanden.⁴ Der textkritische Status der diversen Einzel- und Gesamtausgaben ist nicht gesichert; die im Buchhandel erhältlichen Werke sind vom philologischen Standpunkt aus wertlos; Briefeditionen sind – soweit überhaupt vorhanden – nicht vollständig und/oder nach nicht ausgewiesenen Kriterien bearbeitet; der Nachlaß in der Steiermärkischen Landesbibliothek ist keineswegs komplett; Nachlaß-Teile und Teile der Korrespondenz sind – wie bei anderen Autoren auch – in Privatbesitz: nicht immer waren die Besitzer zu eruieren, nicht immer waren die eruierten Besitzer guten Willens.

Trotz aller Unzulänglichkeiten der Quellenlage war es möglich, erstmals präzisere Angaben über die materiellen Produktionsbedingungen zu ermitteln und die verlegerischen Verkaufs- und Marktstrategien für die Ware Heimat- und Provinzliteratur in ihren individuell und zeitlich bedingten Unter-

³ Vgl. Wolfgang Schober: Roseggerforschung und Roseggerkult. In: ÖGL 25 (1981), S. 156–167.

⁴ Zu den Versäumnissen und Desiderata der Forschung vgl. Uwe Baur: Peter Rosegger in der Wissenschaft. In: ›Fremd gemacht?‹ Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Hrsg. v. Uwe Baur, Gerald Schöpfer u. Gerhard Pail. Wien/Köln/Graz 1988, S. 11–24.

schieden herauszuarbeiten. Roseggers Aufstieg als Erfolgsschriftsteller ist ohne die Modernisierung des Literaturbetriebs nicht denkbar. Deren Erscheinungsformen treiben gleichzeitig politisch motivierten Widerstand hervor. Während die zivilisationskritischen Produkte der Heimatliteratur hohen Marktwert notieren, projizieren sie den Warencharakter als Charakterlosigkeit auf die konkurrierenden Verleger und Autoren der Moderne. So wissen Rosegger und Staackmann, seit 1893 sein deutscher Verlag, die avanciertesten Methoden des Vertriebs und der Reklame sowie die aktuellsten massenpublizistischen Errungenschaften Berlins (Roseggers Vertrag mit Scherls Revue ›Die Woche‹) zu handhaben; die Einkünfte eines Zola werden hingegen skandalisiert: »Glücklicher deutscher Poet! Wie bist du in deiner Genügsamkeit reich gegen diesen nimmersatten Naturalisten!«⁵

Im Unterschied zu den deskriptiv gehaltenen, auf extensives Zitieren angewiesenen Kapiteln über ›Rosegger und seine Verleger‹ versuchen die exemplarischen Werkanalysen ein differenziertes Bild des funktionalen Zusammenhangs von Literatur und Gesellschaft zu entwerfen. Die Darstellung dieses Zusammenhangs, die sich durch ausdrückliche Stellungnahmen Roseggers zur Gesellschaft seiner Zeit legitimieren kann, ist in ihrer theoretischen Begründung durch das Reflexionsniveau entlastet, das die neuere Forschungsliteratur zum literarischen Regionalismus und zur Heimat- und Provinzliteratur erarbeitet hat.⁶ Diesem Niveau ist dann entsprochen, wenn eine vergleichbare Sorgfalt in der Rekonstruktion außerliterarischer Kontexte mit der Bedachtnahme auf innerliterarische Voraussetzungen verbunden werden kann. Die Aufmerksamkeit für die Eigenart der Texte Roseggers, welche die Umständlichkeit mikroanalytischer Verfahren nicht scheut, gilt daher den Beziehungen zu anderen Werken in gleichem Maße wie den gattungsspezifischen Konventionen. Ohne Vollständigkeit erreichen zu können, wurde also versucht, jene gesellschaftlichen Sachverhalte freizulegen, auf die Rosegger mit dem ihm zur Verfügung stehenden literarisch-publizistischen Formenrepertoire - mehrheitsfähige - Antworten gab. Die synchron wie diachron sich ändernden Antworten verweisen auf jeweils andere außerliterarische Anforderungen und auf die - relative - Autonomie literarischer Gattungsnormen und Schreibweisen. Ihre Vielfalt ist an den Einzelanalysen erkennbar, die dem Genre- und Sittenbild, der Robinsonade, der autobiographischen Kindheitserinnerung, der kulturkritischen Publizistik, dem Roman und den journalistischen Gebrauchsformen gewidmet sind. Roseggers Lyrik, seine dramatischen Werke und die (pseudo)religiösen Schriften bleiben hingegen weitgehend ausgeklammert.

⁵ Heimgarten 17 (1893), S. 711f.

⁶ Den im Literaturverzeichnis genannten Arbeiten von Uwe Baur, Werner Hahl, Jürgen Hein, Renate v. Heydebrand, Uwe-K. Ketelsen, Norbert Mecklenburg und Karlheinz Rossbacher verdankt diese Arbeit mehr, als durch Zitieren nachgewiesen werden kann.

Roseggers serielle Schreibweise, sein rasches und daher oft widersprüchliches Reagieren auf die Erfordernisse des Tages, das Umschreiben und Verändern früherer Texte haben zur Folge, daß sich erhebliche Redundanzeffekte ergeben, daß aber die Wiederholung von Stoffen, Motiven, Topoi und Metaphern noch nichts über deren gleichbleibende Funktion besagt. Gerade die Nuancierung des Funktionszusammenhangs gehört zu Roseggers Diskurstaktiken, die durch selektives Zitieren vermeintlich ›zeitloser Wahrheiten‹ bewußt oder unbewußt verfehlt werden.

»Was sich auf literarischer Ebene in Form- und Gattungsentscheidungen manifestiert, spiegelt immer auch ein grundlegendes Sozialverhältnis, das des repräsentativ gesetzten (sich als Repräsentant setzenden) Einzelnen zur dargestellten und als Publikum pädagogisch, agitatorisch, also ›politisch‹ angesprochenen Gesellschaft.«⁷ Mit zunehmendem Erfolg gehört zu Roseggers Rollenbild in verstärktem Maß auch die nichtliterarische Verwaltung öffentlicher Sinnbedürfnisse durch Aktionen und Appelle (›Rosegger-Sammlung‹ für den Deutschen Schulverein; Bau der Waldschule; evangelischer und katholischer Kirchenbau etc.), die im engen Kontakt mit den literarischen Schriften (›Waldschulmeister‹, ›Bergpredigten‹) eine Wirklichkeit der Fiktion erzeugten und im Phänomen der ›textlosen Rezeptionsgeschichte‹ nachhaltige Konsequenzen für das überlieferte Rosegger-Bild hatten. Otto Basil erinnert daran, wenn er schreibt: »Unnötig zu sagen, daß die alldeutsche Grenzmarkpropaganda den Kopf des Dichters als Reklamezeichen auf Briefbeschwerer, Bierkrügel und Berlocken malte. Und der Deutsche Schulverein unrühmlichen Angedenkens hat den Verfasser der ›Schriften des Waldschulmeisters‹ als nationales Aushängeschild so lange mißbraucht, bis an seinem Sarg deutschnationale Studenten mit Cerevis und in voller Wuchs die Ehrenwache halten konnten.«⁸ Die derart akklamierte und bestätigte Repräsentanz einer Vermittlerrolle – sie beweist im übrigen, wie wenig für die Wirkungsgeschichte getan ist, wenn sie auf die Zeugnisse der Literaturkritik beschränkt bleibt – ist ein deutliches Indiz für die vom außerliterarischen Kontext determinierten und überformten innerliterarischen Bezüge. In dieser Intensität kann ohne Texte mehr gesagt werden als mit ihnen; umgekehrt heißt das aber auch, daß mit den Texten immer weniger gegen die textlose Eigendynamik der Rezeptionsgeschichte auszurichten ist. Schon aus diesem Grund bleiben die Distinktionen, die der gewiß unverdächtige Zeuge Otto Basil vornimmt (Intellektueller vs. Volk, Moderne vs. Volkstümlichkeit), befragbarer und fragwürdiger Ausdruck von öffentlichen Positionskämpfen, in die Rosegger eingegriffen hat und durch die er festgelegt wurde. Der ideologische Mißbrauch, der im Namen Roseggers getrieben werden konnte und – wie die

⁷ Hubert Lengauer: Ästhetik und liberale Opposition. Zur Rollenproblematik des Schriftstellers in der österreichischen Literatur um 1848. Habilschr. Klagenfurt 1986 [Masch.], S. 118.

⁸ Basil (= Anm. 1).

Geschichte des ›Heimgarten‹ unter der Leitung seines Sohnes und die Rosegger-Rezeption in der Ära der nationalsozialistischen Herrschaft beweisen – auch getrieben wurde, läßt Basils Feststellung: »Und so ist es denn in den Jahren der Naziherrschaft um den Poeten aus Obersteier betreten stille geworden«⁹ als Schutzbehauptung erscheinen, die das erste Rosegger-Gedenkjahr nach dem Krieg zum Anlaß nehmen will, einen anderen Umgang mit diesem Autor zu initiieren.

Für die vorliegende Arbeit war es daher notwendig, dieses dunkelste Kapitel der Rosegger-Rezeption aufzuhellen, um pauschale Verurteilungen ebenso zu vermeiden wie vorschnelle Aktualisierungen, die heute wieder möglich scheinen.¹⁰ Den in ihren Motiven begreiflichen Versuchen, Rosegger zum Propheten heutiger Zivilisationskritik zu stilisieren, ist ein interpretatorisches Verfahren vorzuziehen, das die literarische Form als Moment historischer Wahrnehmungsfähigkeit begreift und damit Aufschluß geben könnte über die Fortschritte der Fortschrittskritik. Die Aktualität von Roseggers Zivilisationskritik wird in dieser Arbeit so verstanden, daß deren Ambivalenzen als selbstkritisches Potential heutiger Interessen erscheinen und nicht als deren schlichte Bestätigung. Rosegger ist in dieser Hinsicht ein besonders interessanter Autor. Er hat in seinem Werk erfolgreiche Mythen der Regression geschaffen, die zu seiner Zeit als überzeugende Gegenbilder zum unübersichtlich gewordenen Fortschritt und der Entfesselung seiner Destruktivkräfte gelesen wurden. Dem Wunsch nach Gegenwelten (erinnerte Kindheitswelt, bäuerlich-ländliche Natur) entsprechen die Topoi seiner kulturkritischen Publizistik, die sich der Radikalisierung des politischen Alltags (Antisemitismus, Nationalitätenstreit) nicht entziehen kann. War Roseggers Erscheinen in und vor der Öffentlichkeit als Bestätigung eines emanzipatorisch-volksaufklärerischen Bildungsanspruches interpretierbar, den er in seinem Frühwerk und als Herausgeber des Kalenders ›Das neue Jahr‹ und der Zeitschrift ›Heimgarten‹ propagierte, so erfährt dieser Anspruch vor dem Hintergrund ökonomisch-politischer Erschütterungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts entscheidende Modifikationen. Die Krisen der Modernisierung machen die literarische Konservierung des Zurückgebliebenen zu Roseggers poetischem Hauptgeschäft, wobei er in seinen besten Werken (›Jakob der Letzte‹) den Zusammenprall von Fortschrittsgläubigkeit und bäuerlichem Traditionalismus gestaltet hat. Roseggers Apologie des bäuerlichen Konservatismus exponiert nicht nur überzeugend die Verwüstungen des Fort-

⁹ Ebd.

¹⁰ Vgl. Karl Wagner: Heimat- und Provinzliteratur in den dreißiger Jahren. Am Beispiel der Rezeption Peter Roseggers. In: Klaus Amann u. Albert Berger (Hrsg.): Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Wien/Köln/Graz 1985, S. 215-246. – Vgl. Wolfgang Hölzl: Völkisch-national-konservative Rosegger-Rezeption. Von Ende der Monarchie über das Dritte Reich bis in die Zweite Republik. Diss. Graz 1986 [Masch.].

schritts, sondern instrumentalisiert ihn auch (›Weltgift‹) für einen machtpolitischen Konservativismus, der technisch-industriellen Fortschritt stillschweigend voraussetzt und mit rückwärtsgewandten Gesellschaftsentwürfen verknüpft. Im Ersten Weltkrieg werden die Aporien dieser Position offenkundig und potenziert: Harmonie und Gewalt, Idylle und Kampf bleiben auf lange Zeit verhängnisvoll synchronisiert.

I. ROSEGGERS LITERARISCHE SOZIALISATION

1. Analphabetismus und Schriftkultur

In einer seiner Glossen zu Hebbels Diarium relativiert Hans Blumenberg die Teilhabe an der Schriftkultur mit dem Hinweis auf den Normalfall des Nichtlesens: »Die Wirkungen des Buchdrucks werden überschätzt. Wir sind beeindruckt von den Zeugnissen derer, die zu den Büchern kamen oder zu denen sie kamen. Von den vielen, die ausgeschlossen blieben, gibt es keine Zeugnisse.«¹ Die Zeugnisse und Dokumente von Roseggers Weg zu den Büchern sprechen also wie Hebbels Aufzeichnungen von etwas Besonderem, das uns fälschlich als das Interessante erscheint. Die folgende Darstellung seiner literarischen Sozialisation, die er selbst immer wieder zum besonderen Ereignis pointiert hat, bietet im Sinne von Blumenbergs Perspektivenwechsel nichts Originelles. Sie vermehrt lediglich die zahlreichen Fallstudien und Berichte über »erste Lese-Erlebnisse« durch eine weitere Untersuchung, wie einer, der den Ausschluß vom Geschriebenen nicht normal fand, mit der Normalität seiner Herkunftswelt kollidierte. Denn die »landesübliche Reaktion«,² mit der die vom Umgang mit Büchern Ausgeschlossenen den mit Büchern Umgehenden ausschließen, ist auch ein »Hauptstück« in der frühesten, mit fünfzehn Jahren begonnenen Lebensbeschreibung Roseggers: »Ein Hauptstück in meiner Jugend war auch dieses, das ich sehr velle Feinde hatte, den in der Nachbarschaft waren mir die Leide nicht holt, obzwar ich auch wie ander Arbeiten muste, so sagten sie doch: »Er der Lenzn Peterl sitzt den ganzen Dag in der Stuben, und Kratzelt« indem mir Fremte Leide Holt und Gutt waren, und so kam es das ich mich manchmahl hinaussähnde in die Weide Welt, um dord bei den Fremten mein Glück zu suchen.«³ Bemerkenswerter als die nach heutigen Kriterien haarsträubende Orthographie – sie wird häufig zum Maßstab für Roseggers Bildungsfortschritte genommen – ist die Tatsache, daß ein Bauernsohn überhaupt einen schriftlichen Lebenslauf verfaßt.

¹ Hans Blumenberg: Grenzfälle. Glossen zu Hebbels Diarium. In: Akzente 33 (1986), S. 56.

² Ebd., S. 55.

³ NLPR-StL, Lebns-Beschreibung, des Peter K. Roseggers eines Baern Sohnes auf der Alben Kriglach. In Steiermark. 1858 [/59], S. 11. – Die folgenden Seitenangaben im fortlaufenden Text beziehen sich auf die Druckfassung in Peter Rosegger: Frohe Vergangenheiten. Mit einem Vorw. v. Hans Ludwig Rosegger. Leipzig 1921, S. 9–18 (mit meinen Konjekturen).

Verglichen mit den zahlreichen späteren Selbstdarstellungen ist diese ›Lebens-Beschreibung des Peter K. Rosseggers‹ nicht aus einem zeitlichen und bewußtseinsmäßigen Abstand mit retrospektiver Gewißheit verfaßt, sondern in Fortsetzungen, die das fortgesetzte existentielle und berufliche Moratorium abbilden: »Mein Stand war noch Röthselhaft« (14) - »Noch weis ich es nicht zu was mich Gott erschafen had« (14). Ausdruck dieser Zukunftsungewißheit, die das Katastrophenjahr 1859 durch Krieg und Unwetter verschärfte, ist das Gebet, das mit der Bitte um »süße Lebensfreuden« (18) den Lebenslauf beschließt. Die Berufszweifel dauern an, die Hoffnungen, auch ohne materielles Vermögen studieren zu können, scheinen zerschlagen und vergrößern die Schuldgefühle: Im Jahre 1854 hatte sich nach dem unregelmäßig besuchten Unterricht, den der nach Alpl vertriebene Schullehrer Michael Patterer in verschiedenen Bauernhöfen der Umgebung erteilte, und einem vierwöchigen Schulbesuch in Sankt Kathrein - dort war der liberale Patterer nach der Revolution dem Pfarrer und den Bauern untragbar erschienen - die Möglichkeit ergeben, in Birkfeld zur Schule zu gehen. Die Trennung von den Eltern hält der Elfjährige nicht aus. Nach drei Tagen verläßt er die Schule und das Quartier, das er bei einem Bauern gefunden hatte: »Und das wahr der erste Tume und Unglikliche Schritt« (12).

Die regionalen und materiellen Verhältnisse, aus denen Rosegger stammte, muteten dem einzelnen psychische und soziale Vorleistungen zu, um sich wenigstens Bruchstücke elementarster Bildung aneignen zu können. Dennoch waren damit die Voraussetzungen nicht erfüllt, die den Zugang zu weiterführenden institutionalisierten Bildungseinrichtungen eröffneten. In einer Umwelt, die aus Bildungsmangel Bildung für überflüssig hält und ihr Funktionieren durch mündlich tradiertes Erfahrungswissen gewährleistet sieht, schlägt die Erkenntnis von Bildungsdefiziten auf den zurück, der sich damit nicht abfindet. Nur der Priesterberuf rechtfertigte die Unangemessenheit der Wünsche: »Unter Studiren verstand man gar nichts Anderes, als nach Graz in's Seminar und später in's Priesterhaus gehen«.⁴ Wiederholt und in unterschiedlicher Akzentuierung hat Rosegger die Versuche beschrieben, diesen Weg ins Freie zu beschreiten. Durch Vermittlung eines Krieglacher Ehepaares, von dem er auch die meisten seiner Lesestoffe bezog, kam der Kontakt mit einem Grazer Geistlichen zustande. Am 28. Oktober 1858 fuhr Rosegger - zum ersten Mal in seinem Leben mit dem »Trein«⁵ - zur persönlichen Vorsprache nach Graz, begleitet von seinem Krieglacher Wohltäter, Herrn Makrap. Da der Geistliche schwer krank und der Bischof zur Weinlese nach Untersteier verreist war, blieb diese erste Grazer Reise seines Lebens ergebnislos und prolongierte das Warten auf eine Entscheidung. Die Lebensbe-

⁴ AS 12, S. 389.

⁵ NLPR-StL, Meine Reise nach Gratz. In: Fröhliche Stunde für 1861. - Vgl. das Faksimilie dieses Heftes in: Schneiderpeterl erzählt. Aus P. K. Rosseggers unveröffentlichten Jugendschriften. Eingel. u. hrsg. v. M.[oritz] Mayer. Graz 1936, unpag. - In ALH 39, S. 155 heißt es hingegen: »Es wird meine zweite Eisenbahnfahrt gewesen sein«.

schreibung von 1858 ist ein eindrückliches Dokument der »Kuelensten Ungewißheit« (15). Der »sehnsüchtlich« (14) erwartete Bescheid bleibt aus; ver- tröstende und widersprüchliche Auskünfte bestätigen schließlich den bangen Zweifel: »Zum Stutiren bin ich zu alt« (16). Eine neuerliche Initiative, veran- laßt vom befreundeten Priesteranwärter Urban Offenluger, gibt nochmals Hoffnung, zwingt jedoch den mittlerweile Sechzehnjährigen erneut auf die Krieglacher Schulbank. Die Nachricht aus Graz besagt nämlich: Der Bischof möchte mit Rosegger reden, »wenn er Anfangs Julli [1859] nach Krieglach käme: Dan wurde uns Gerathen das ich bis dahin nach Krieglach in die Schulle gehen sohlte, und das geschah auch, den 15. April wurde ich in die Schulle aufgenommen, es war recht Spasig, wie ich nun wieder in die Schule gehe, und wird schon balt 16 Jahr alt; - nein so hätte ich mir niemals gedacht, ich bin nur Neigirig, was der Bischoff sagen wird« (16). Mit der Nachricht, der Bischof werde in diesem Jahr nicht kommen, hält Rosegger seinen Plan für vereitelt: »den Gedanken auf das Stutiren, will ich ganz verdilgen; nun herte ich auf die Schulle zu besuchen, mein letzter Besuch war den 10. Juni 1859; nun blieb ich zu Hauß hoffent, das sich villeicht für mich ein anderes Geschäft machen läst: - also so gings in meinen Schulljahren« (17).

Das »Geschäft«, das sich machen ließ, begann erst am 5. Juli 1860 mit dem Antritt der Schneiderlehre bei Ignaz Orthofer. Die fast fünfjährige »Ster- Arbeit in den Bauernhöfen der Umgebung - später als »meine Hochschule« bezeichnet, »in welcher ich das Bauernvolk so recht kennen lernen konnte«⁶ - bedeutete noch nicht das Ende des Abenteuers seiner fragmentarischen in- stitutionalisierten Ausbildung. Als Lehrling war er verpflichtet, die sogenann- te Sonntagsschule in St. Kathrein zu besuchen. Damit blieb er in Kontakt mit dem von ihm hochverehrten Lehrer Eustach Weberhofer, der allerdings im Juni 1862 - nach zehnjährigem Wirken - nach Puch versetzt wurde. Die erhaltenen Briefe Roseggers bezeugen die Anhänglichkeit an diesen Pädago- gen, den er schon im Juli 1862 in seiner neuen Gemeinde besuchte. Unter dem Titel »Eine Reise nach den fernen Lieben« berichtet sein handschriftli- ches Periodikum »Die fröhliche Stunde« 1864 davon und wie die über- schwengliche Wiedersehensfreude in einem zünftigen Rausch zum Ausdruck kam. Der Hinweis auf Weberhofer,⁷ der in den Selbstdarstellungen Roseggers und in den biographischen Arbeiten über ihn von der Poesie der »wilden Pädagogik« des 1857 verstorbenen Michael Patterer überstrahlt wird, ändert nichts an der Tatsache, daß sich der Bildungshunger des jungen Rosegger im kargen Abseits der öffentlichen Institutionen kümmerliche Nahrung suchen mußte. Mit der nachträglichen Gewißheit, sich trotz regionaler und sozialer Deklassierung durch die Schrift behauptet zu haben, und im Lichte der kle-

⁶ AS 12, S. 392.

⁷ Vgl. Eustach Weberhofer. Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger. In: Heimgarten 17 (1893), S. 921-927. - Vgl. Als ich ins Paradies ging. In: AIH 13, S. 317ff.

rikalen Angriffe, die bis zur insinuierten körperlichen Gewalt gegen seine Person gingen, stellt Rosegger die Indifferenz der geistlichen Bildungseinrichtungen bloß: »Von jenen Herren, die später wiederholt das Bedauern ausdrückten, daß ich keiner der Ihren wäre, hat mir die Hand nicht Einer gereicht«. ⁸

Trotz des vielfach zu schematisch hergestellten Zusammenhangs von Schulbildung und Literarität dürfte nach dem bisher Angedeuteten nicht verwunderlich sein, daß die Lesefähigkeit »in Alpel zu jener Zeit etwas Außerordentliches war«. ⁹ Daß Roseggers Mutter, die Tochter eines Kohlenbrenners, »den Bücherdruck lesen« ¹⁰ konnte, ist eine Besonderheit, die Roseggers Wahrnehmung des patriarchalischen Familienmusters nachhaltig prägte. Die Mutter repräsentierte das, was in seiner Imagination die Fesseln bäuerlicher Arbeit sprengte, für die er »zu schwach« war und »ohne dem keine Passion« (14) hatte; gleichzeitig erschwerte diese intensive Mutterbindung den Schritt in die ersehnte »Weide Welt«. Diese Ambivalenz ist bereits dem frühesten autobiographischen Dokument eingeschrieben. Dem Vorsatz, das Glück bei den fremden Leuten zu suchen, folgt unvermittelt die gegenteilige Beteuerung: »Nein ich will nicht ford von meinen Lieben Gutten Ältern, will mich nicht Trennen von meinen Lieben, Geschwistertt, sondern will bei ihnen Bleiben, an ihrer Seide durchbringen die Dage meines Lebens« (13).

Roseggers Mutter beherrschte nicht nur das »Drucklesen«; ¹¹ sie verkörperte jene Eigenschaften, die Walter Benjamin als Ideal des Erzählens beschrieben hat. Vertraut mit einer verzweigten Tradition des mündlich Tradierten besorgte sie die Auslegung einer Welt, von der sich der Vater aus »Religionschwärmerei« ¹² abgewandt hatte, und wußte Rat in den Unglücksfällen des Alltags: »Sie kannte die biblische Geschichte auswendig und sie wußte eine Unzahl von Sagen, Märchen und Liedern – das hatte sie von ihrer Mutter. Wenn in der Gegend bei Todesfällen und Leichenwachen irgendwo gelesen oder gesungen werden sollte, so erbat man sich meine Mutter dazu. Dabei war sie Beistand mit Rath und That, und sie verlor in keinem Unglücke den Kopf und wußte immer das Rechte«. ¹³ Die Lese- und Erzählkunst der Mutter war neben dem (hochdeutschen) Predigerwort der Beweis für den sozialen Ort des Geschriebenen und der Schrift in einer weitgehend schriftlosen bäuerlichen Alltagskultur. An diese soziale Funktion klammerte sich der als Kopfarbeiter Stigmatisierte. In seinen Tagebuchaufzeichnungen und »Waldheimat«-Erzählungen gibt es zahlreiche Hinweise, wie er durch Briefschreiben, Vorlesen oder Erzählen jene Anerkennung fand, die in seiner Herkunftswelt einer durch bäuerliche Arbeit definierten Nützlichkeit vorbehalten war.

⁸ AS 12, S. 391.

⁹ Ebd., S. 387.

¹⁰ Ebd.

¹¹ P. K. Rosegger: Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Preßburg/Leipzig 1877, S. 369.

¹² NLPR-StL, Rosegger an Heckenast, 28/12/1870.

¹³ Rosegger: Waldheimat (= Anm. 11), S. 369.

Dieser Zusammenhang macht plausibel, daß das Ausgegrenzte zugleich den Nimbus des Außerordentlichen, Magischen erhielt. In einer seiner frühen selbstverfertigten Druck-Imitationen,¹⁴ dem ›Sonntagsblatt‹ des Jahres 1862, macht sich Rosegger den Mechanismus dieses Kipp-Phänomens zunutze, um die ›Lesewuth‹ als seine persönliche Be- und Verzauberung zu rechtfertigen. Der jugendliche Eiferer gegen den Aberglauben seiner Mitmenschen benützt diesen für den Zauber, dem er verfallen ist. »Jetzt muß ich lesen, alle Zeit, überall, wenn ich gehe oder stehe, ich muß lesen, und velleicht so lange, bis zum Weltgerichte.«¹⁵ »Und wer kann mich für verrückt halten, wenn er mich mit einem Buch in der Hand des Weges daherwandeln sieht. Velleicht hält man mich dan für einen Jesuiten, oder für einen Wahnsinigen; – Man ihret sich. Mit Respekt von mir zu reden, ich bin ein Schneiderlehrjunge, und nach einer Wochenlangen Arbeit suche ich im Buche meine Freude. Das aber ist war ihr Menschen, wenn ihr mir begegnet, geth mir aus den Weg, den ich bin ein – Wüthender. Ich habe die Lesewuth, von welcher ich mich um Alles in der Welt nicht heilen lasse.«¹⁶ Sich für unheilbar zu erklären, ist eine Form, die ›landläufigen‹ Therapien zu verweigern. Die offensiv gewendeten Verdikte über die Lesewut bedürfen der Gewißheit, daß eine nur zu begründete Sorge gebannt ist: das Vorhandensein von ausreichendem Lese-stoff. Die in der ersten Nummer des ›Sonntagsblatts‹ eingerückte Vermögensaufstellung zeigt, wie prekär die finanziellen Voraussetzungen waren, um sich selbst mit Lektüre versorgen zu können:¹⁷

Im Jahre 1856	6 fl	5 kr
1857	12	14
1858	15	46
1859	17	82
1860	21	54
1861	21	15

Zur Illustration der Kaufkraft mag der im Jahre 1857 erschienene ›Nachsommer‹ dienen: Um die Erstausgabe dieses Romans erstehen zu können, hätte Rosegger drei Viertel seines gesamten ›Vermögens‹ aufwenden müssen.¹⁸ Er konnte also fast nur mit geliehenen und geschenkten Büchern seinen Lesehunger stillen. Seine Leihstatistik gibt auch darüber Auskunft:¹⁹ »Ich hatte Bücher zu leihen genohmen:

¹⁴ Die ausführlichste und verlässlichste Beschreibung dieser ›prähistorischen Schriften‹ und der Biographie bietet immer noch Rudolf Latzke: *Aus Roseggers Werkezeit*. Wien/ Leipzig 1937.

¹⁵ NLPR-StL, Sonntagsblatt Nr. 2 v. 12. 1. 1862, S. 5.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., Nr. 1 v. 5. 1. 1862, S. 4.

¹⁸ Vgl. Klaus Amann: *Stifter und Heckenast. Literarische Produktion zwischen Ästhetik und Ökonomie*. In: *VASILO* 27 (1978), S. 30.

¹⁹ NLPR-StL, Sonntagsblatt Nr. 3 v. 19. 1. 1862, S. 12.

Im Jahre 1858 - 87
1859 - 132
1860 - 110
1861 - 30 Bände«

Erst durch eine solche Bilanz ist gewährleistet, daß sich der Zauberring des Lesens erhält. Von dieser Gewißheit berichtet der Artikel über die ›Lese-wuth‹: »Schon von früher Jugend spürte ich diesen Andrieb in mir. So oft ich ein Papirblättchen, auf dem Wege, oder irgent in einem Winkel fant, auf welchen einige Worte gedruckt oder geschrieben standen, verwarhte ich es schon als ein kostbares Kleinod. So weit habe ich es gebracht, jezt habe ich eine Küste voll auserwählter Bücher. Diese sind meine Freunde, meine Rathgeber, meine Lehrer, meine Schauspiller, mit einem Worte, meine Lieblinge.«²⁰ Für einen wie Rosegger bedeutete die Lesefähigkeit nicht, daß sie auch praktiziert werden konnte. Die Bücher waren da, aber sie waren nicht in Alpl.²¹ Jedenfalls nicht in seinem Elternhaus, wo er – entgegen späteren Mystifikationen – als erstes und einziges Buch die ›Volks-Bilder-Bibel‹ des Franziskanerpaters Waibel vorfand: »Ich und meine Geschwister spielten mit den Bildern des Buches, bis es auf diese Art zu Grunde ging.«²² Diese kindliche Bilder-Lust, die George Eliot in ihrem Roman ›The Mill on the Floss‹ mit der Faszination evoziert, die die Illustrationen einer »shabby old copy of Bunyan«²³ auf die kleine Maggie Tulliver ausüben, ist Indiz für die ›visuelle Semiotik‹ der bäuerlichen Welt. Roseggers Jagd nach »Stereoskopbilte[rn]«,²⁴ die in der ersten Grazer Zeit von der nach Photographien abgelöst wurde, welche er wie Trophäen sammelte, und die frühen Zeichen- und Malversuche zeugen von der Macht der Bilder, zu der auch die sinnliche Präsenz der Buchstaben gehört, die in Roseggers kalligraphischen Imitationen Spielmaterial seines Bildgedächtnisses sind und den Fetischcharakter der Materialität der Schrift offenbaren.

Roseggers Grapholatrie und sein Gebrauch bildlicher Ausdrucksformen entspringen einer kollektiven Fähigkeit in analphabetischen Gesellschaften, die durchaus in der Lage sind, »Symbolsysteme zu ›lesen‹.«²⁵ Von der profanen und religiösen Bedeutungsfülle der bäuerlichen Welt-Bilder hat Rosegger in seinen ethnographischen Schriften wiederholt gesprochen. Dort wird auch das raffiniert einfache Symbolsystem erläutert, nach dem der analphabetische Bauer die Zeitrechnung vornimmt. Von der massenhaften Verbrei-

²⁰ Ebd., Nr. 2 v. 12. 1. 1862, S. 6.

²¹ Vgl. Blumenberg (= Anm. 1), S. 56.

²² Vgl. Roseggers handschriftliche Erklärung in dem Nachlaß-Exemplar, das er Friedrich Schlögl verdankte.

²³ George Eliot: *The Mill on the Floss*. Ed. by A. S. Byatt. Harmondsworth 1984, S. 68. – Die Erstausgabe erschien 1860.

²⁴ NLPR-StL, Sonntagsblatt Nr. 1 v. 5. 1. 1862, S. 4.

²⁵ Helmut Glück: *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart 1987, S. 169. – Vgl. ferner Jack Goody (Hrsg.): *Literalität in traditionellen Gesellschaften*. Frankfurt/M. 1981.

tung und Einrichtung dieses Kalenders ist auch in der Autobiographie eines Buchhändlers die Rede, der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Graz arbeitete: »Mit dem Lesen und Schreiben sah es im allgemeinen selbst in der überwiegenden deutschen Steiermark noch ziemlich traurig aus. So zahlreiche Alphabeten gab es auch dort noch, daß wir vielfach Gelegenheit hatten, einen sogenannten »Mandkalender« zu verkaufen, der zahlreiche kleine Bilder von Heiligen enthielt, aus denen die des Lesens Unkundigen das jeweilige Tagesdatum erfahren«. ²⁶ Dieser »alljährlich in 260.000 Exemplaren« verbreitete Kalender »ist einen Bogen stark, hat 1180 Illustrationen, wovon 216 reich colorirt sind, und kostet broschirt und versendet sammt Stempel à 6 kr. Alles in Allem 10 - seit Neuestem 12 - Kreuzer Oesterreicher-Währung«. ²⁷ Nach den Zeichen dieses Kalenders, die Rosegger ausführlich und mit der Überlegenheit der Schriftkultur kokettierend beschreibt, macht sich der Bauer seinen Begriff der Zeit: Der Kalender ist ihm »ein Familienbuch, eine Chronik des Hauses in Hieroglyphen«.

Auch hinsichtlich des großen Absatzes von Traumbüchern bestätigt Rosegger den Bericht des westfälischen Buchhändlers. Die Beliebtheit dieser in zahlreichen Varianten verbreiteten Traumbücher beruhte, wie Rosegger mit volkerzieherischer Strenge rügte, auf ihrer Kopplung mit dem Lottowesen. »Die große Lotterie hat ihre Reclame an den Placaten, in den Zeitungen, an dem Steigen und Fallen der Course, an den Parvenus, die im Börsenspiel »etwas« geworden sind. Soll die kleine Lotterie denn keine Reclame haben? Man muß den Leuten erst die Vernunft aus dem Kopfe schwatzen, dann machen sie den Beutel von selber auf. [-] Wenn nun ein Ignorant fragt, was ein solches Traumbuch in seinem Wesen eigentlich enthält, so sagen wir: willkürliche Wörter und Zahlen. Die Wörter deuten die Träume an, die Zahlen jene Nummern, die man bei dem betreffenden Traume in die Lotterie zu setzen hat«. ²⁸ Die städtische Errungenschaft der Druckkunst kannte einen eigenen Produktionszweig von Gedrucktem, der mit analphabetischen oder kaum alphabetisierten Konsumenten geschäftlich reüssierte. Die unaufhaltsame Verbreitung der Bücher und Zeitungen - in seiner Hommage an seinen Entdecker schreibt Rosegger Adalbert Svoboda das Verdienst zu, die Grazer »Tagespost« zu einem »Hauptkulturträger in den Alpenländern« gemacht zu haben, welche »die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte« ²⁹ hinaustrug - macht deutlich, daß Blumenbergs vereinfachende Gegenüberstellung von Buchdruck und Nichtlesen zu differenzieren ist. Trotz der extremen Rückständigkeit der Alpler

²⁶ K. Prümer: Daseinshumor eines alten Buchhändlers aus seinen Wandertagen. Dortmund 1920, S. 68; zitiert nach Glück (= Anm. 25), S. 270, Anm. 25.

²⁷ AS 7, S. 92; das folgende Zitat S. 98.

²⁸ Von den Lieblingsbüchern des Landvolkes. In: Heimgarten 8 (1884), S. 193. - Vgl. insgesamt Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910. München ²1977.

²⁹ AIH 39, S. 142.

Verhältnisse ist die Bevölkerung als hypoliterale Gesellschaft anzusehen. Der protzige Begriff bezeichnet einen Zustand von Gesellschaften, »in denen Schriftlichkeit in relevanten sozialen Funktionen durchgesetzt ist, aber die Mehrheit im technischen Sinne analphabetisch bleibt und nur eine Minderheit das Lesen und Schreiben aktiv beherrscht.«³⁰ Beispiele für die entfaltete »soziale Potenz«³¹ der Schrift hat Rosegger in seinem ›Volksleben in Steiermark‹ gegeben: Das Steuerbüchel³² und die Dienstbotenordnung sind Indizien eines durch Schriftlichkeit regulierten sozialen Zusammenhangs, der unabhängig von der individuellen Lese- und Schreibkundigkeit funktioniert. Die Differenz von Schriftlichkeit und Oralität ist unaufhebbar; allerdings kann auch der Analphabet durch Vermittler (Vorleser, Schreiber) mit dieser Differenz umgehen; eine Möglichkeit, die in der Regel von Funktionären aller Art fürsorglich instrumentalisiert wurde: »Ja, die ›Dienstbotenordnung‹, das war nun eine Weile schier das wichtigste Buch im Bauernhause, bis später die Kleriker und Volksbildungsvereine kamen, und das Landvolk mit einer Sündfluth von Papier überschütten und bekehren wollten.«³³

In materialreichen Skizzen hat Rosegger beschrieben, wie und welche Bücherschätze in dieser hypoliteralen ländlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zu haben waren. Der Informationsgehalt dieser frühen Beschreibungen basiert auf den eigenen Erfahrungen und Anstrengungen, zu einer »Küste voll auserwählter Bücher« zu gelangen, und der unbelohnten Mühsal, durch den Aufbau einer in seinen handschriftlichen Werken annoncierten Leihbibliothek bestehende Distributionsformen zu imitieren und durch die Leihgebühr Geld für den Buchkauf hereinzubringen. Zahlreiche Titel, die er im Kapitel ›Bücherschatz‹ seines ›Volkslebens‹ oder in dem schon erwähnten ›Heimgarten‹-Artikel aufführt, finden sich in seinem 244 Werke umfassenden »Verzeichnüß der Bücher und Zeitschriften, welche Peter Rosegger seit 1858 zu leihen genohmen und gelesen hat«, das er 1863 in der ›Fröhlichen Stunde‹ zusammengestellt hat.³⁴

Das erlesene Kunterbunt dieser Schriften, die zum größten Teil dem Inhalt der von Frau Makrap in Krieglach zugänglich gemachten Kiste entsprechen dürften, repräsentiert den eklektizistischen Bildungsvorrat, aus dem in den Randzonen der Literalität die »geistige Nahrung«³⁵ geschöpft werden muß. Neben den alten Volksbüchern und den Volksschriften von Christoph Schmid finden sich vor allem alte Zeitschriften, Kalender und Zeitungen sowie »Volksmärchen, Legenden, Räthselsammlungen, Gebetbücher.«³⁶ Die

³⁰ Glück (= Anm. 25), S. 185f., vgl. S. 183.

³¹ Ebd., S. 183.

³² Vgl. AS 7, S. 107ff.

³³ Ebd., S. 106.

³⁴ Eine Abschrift dieser Liste bei Gertud Obpacher: Jung Roseggers Entwicklungsgang zur heimatlichen Dorfgeschichte und seine Beziehungen zu August Silberstein. Diss. Wien 1935 [Masch.], S. 123-133.

³⁵ Wie Anm. 28, S. 191.

³⁶ Ebd.

reichhaltig vertretene Ritter-, Räuber- und Gespensterliteratur, die Rosegger in all ihren Gräßlichkeiten imitiert hat, und die monotone Vielfalt religiöser Erbauungsliteratur verdeckt die abgelegten Klassiker der Weltliteratur.

Die Wirkung, die sich der Bauer von der Lektüre erhoffte, umschreibt Rosegger mit »Belehrung, Erbauung oder Erheiterung«. ³⁷ Die globale Funktionsbestimmung erinnert an die kompensatorische Lektüre der eigenen Jugend: »Die Bücher im Bauernhause, wie sinnlos zusammengewürfelt, harmlos oder geheimnisvoll sie sein mögen, sind ein unerschöpflicher Quell für die unbeholfenen Geister, die bei all der dringenden Händearbeit jahraus, jahrein müßig dastehen und zuletzt verkümmern müßten ganz und gar, wenn sie nicht zuweilen so etwas zu nagen hätten«. ³⁸ Komplexer als es die um forcierte Pointierung bemühte ›Waldheimat‹-Geschichte ›Was sich aus dem Ei entwickelt hat‹ darstellt, war der Zusammenhang von Lesen und Schreiben, der Roseggers ›prähistorische Schriften‹ prägt. Was in der späteren Erzählung in eine vom Titel verstärkte ›natürliche‹ zeitliche und ursächliche Folge gebracht wird, war in Wirklichkeit ein vielschichtiges Zusammenspiel von Lektüre und imitierender Nach- und Umschrift. Nachträglich wird der akute Geldmangel – als narratives Ereignis stilisiert – zur alleinigen Ursache für die selbstverfertigten Kalender und Volksschriften. Die materielle Not war jedoch nur ein entscheidendes Stimulans für die handschriftliche Reproduktion von Ausstattung, Aufbau und Inhalt dieser Massenware, deren öffentliche Wirksamkeit und appellativen Signale in der Einsamkeit der Imitationsarbeit die Illusion eröffneten, die imitierte Öffentlichkeit in der eigenen Umgebung herstellen zu können. Die nachgemachten Adressen an das Publikum, die eingeschalteten Mitteilungen an die ›realen‹ Leser im Freundes- und Bekanntenkreis und der geborgte Gestus der Belehrung und des Predigens dürften – soweit späteren Aussagen zu trauen ist – kaum jenen Nachhall gefunden haben, den der Schreiber beim Lesen seiner Originalvorlagen verspürte. Die Bestätigung, daß der Druck schlechthin ein autoritatives Phänomen ist, erhielt er erst, als seine Produktionen nicht handschriftlich, sondern in der Grazer ›Tagespost‹ zu lesen waren. Daß allein schon die sinnliche Qualität des Gedruckten einen nachhaltigen Kaufanreiz darstellte, hat Rosegger in der erwähnten Erzählung zur Anschauung gebracht. Der Bücherstand am Krieglacher Thomasmarkt provozierte schon aus diesem Grund die Kauflust: »Ganz neue Bücher hatte mein merkwürdiger Mann. Sonst war mir fast gewesen, Bücher stammten alle aus alter Zeit [. . .]. Und hier sah ich Bücher, deren Blätter so weiß waren, wie der Schnee, der darauf fiel, mit schönen Bildern irdischer Dinge und mit einem Drucke, der so glatt und scharf war, wie feinster Streusand. Diese Eigenschaften hatten vor Allem die ›Volkskalender‹. Der Kalender war daran das Wenigste, diesem aber folgten Geschichten, Lieder, Weltbeschreibungen und possirliche Späße, daß es

³⁷ AS 7, S. 99.

³⁸ Ebd., S. 105.

schon eine Freude war.«³⁹ Die Begeisterung über den Inhalt vor allem von Silbersteins ›Österreichischem Volkskalender‹, dessen Erscheinen er noch in der Grazer Zeit kaum erwarten konnte, manifestierte sich neben der Kopierlust in den Formen des intensiven Lesens: »ich las das Buch von Anfang bis zum Ende, las im Kalender jeden Heiligen, jede mutmaßliche Witterung, jede Bauernregel, jede Finsterniß, ich betrachtete an den Bildern jeden Strich und erbaute mich zum Schlusse noch an den Anzeigen von allerlei Gegenständen, die mich nur deshalb interessirten, weil sie im Kalender standen. Und als ich mit dem Allen fertig war, fing ich von vorne wieder an. Es ist wahr: so werde ich den Kalender mit der gleichen Aufmerksamkeit und Freude wol sechs oder acht Mal gelesen haben«. Es wäre freilich vermessen, das Ausmaß dieser wiederholten Lektüren genauer als der Autor wissen zu wollen, der in der letzten Fassung denselben Kalender nur »drei- oder viermal«⁴⁰ gelesen haben will.

Die imaginäre Herstellung von Öffentlichkeit durch Imitation des Veröffentlichten ist nur ein Aspekt der »litterarischen Flegeljahre«.⁴¹ Das schreibende Subjekt möchte seine Marginalisierung in einer weitgehend schriftlosen Kultur aufheben, indem es die Macht der Schrift nützt und die Umwelt in ein Publikum verwandelt, das auf seine Botschaften zu hören hat. Mit dieser imitierten Herstellung von Öffentlichkeit ist untrennbar die Inszenierung der eigenen Person verbunden. Die Formen der öffentlichen Selbstaussprache sind Ersatz für die Sprachlosigkeit der wirklichen Verhältnisse. Die Selbstverständigung mit einem direkten Gegenüber wird mit dem schriftlichen Double kompensiert. Kein Wunder also, daß das Eigenste mit der Nachahmung des Fremden beginnt und mit fiktiven Welten die Enge der Wirklichkeit halluzinatorisch gesprengt wird. Ulrich Bräkers Remedium: »Diese Welt ist mir zu eng. Da schaff' ich mir dann eine neue in meinem Kopf«,⁴² ist auch der Auslöser für die aus Bildungsresten und trivialer Massenware zusammengesetzte Tagtraumwelt von Roseggers Frühwerk. Gemessen an dem wohl einzigartigen Reichtum der kollektiven Tagtraumarbeit der Geschwister Brontë⁴³ sind Roseggers Juvenilia ungleich weniger spektakulär. Als Dokumente für den Ursprung des dichterischen Phantasierens gehorchen sie jedoch derselben Logik des Tagtraums, die im Unglück ihren Anfang hat.⁴⁴

³⁹ P. K. Rosegger: Aus meinem Handwerkerleben. Leipzig 1880, S. 364f. – Ebenso AS 10, S. 272.

⁴⁰ AIH 16, S. 328.

⁴¹ Vgl. P. K. Rosegger: Meine litterarischen Flegeljahre. In: Das Magazin für Litteratur 61 (1892), S. 634ff. und 62 (1893), S. 14ff.

⁴² Chronik Ulrich Bräker. Auf der Grundlage der Tagebücher 1770–1798. Zusammengestellt u. hrsg. v. Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann, Heinz Graber, Karl Pestalozzi. Bern und Stuttgart 1985, S. 138f. (18/3/1777). Das Zitat lautet vollständig: »und – Weh' mir! – wenn ich sie haschen will, sind es nur Träume.«

⁴³ Eine deutsche Auswahl erschien zuletzt im Insel-Verlag unter dem Titel: Charlotte Brontë: Erzählungen aus Angria. Hrsg. v. Jörg Drews. Frankfurt/M. 1987. – Vgl. Christine Alexander: The Early Writings of Charlotte Brontë. Oxford 1983.

⁴⁴ Vgl. Sigmund Freud: Der Dichter und das Phantasieren. In: Studienausgabe. Bd X. Frankfurt/M. 1982, S. 171–179, hier S. 173.

2. Bildungshunger und städtische Kultur

»Die meisten Schriftsteller«, heißt es in einem der handschriftlichen Lebensberichte aus Roseggers Handwerkerzeit, »mischen manchmal in ihre Werke interessante Stücklein aus ihrem Leben. Das möchte ich wohl auch tun, allein ich weiß nichts Interessantes, Merkwürdiges, was mir begegnet, schon gar nichts. Und wie soll ich auch etwas erfahren, da ich doch nie sozusagen aus dem väterlichen Haus, noch weniger aus der Gegend kam. Freilich, es wäre mein heißer, sehnlichster Wunsch, zu reisen in die weite Welt hinaus, um alle Merkwürdigkeiten zu besehen, um Abenteuer zu erfahren und um fremde Nationen und Gebräuche kennen zu lernen.«⁴⁵ Die Widerborstigkeit des Realitätsprinzips war nur vom »Abenteurer in der Traumwelt« zu brechen. Im Phantasiestück ›Ein neues Leben‹ (1862), das diesen Untertitel führt, ist dem Traumhelden »Freiheit und Geld«⁴⁶ gewährt. Er bringt es zum König von Australien, auch zu einer neuen Fürstenstadt Retepana mit dazugehörigem Lustschloß. Die Wunscherfüllungsphantasie schlägt jählings in einen Alptraum um, so daß das Erwachen zu einem Werktag des wirklichen Lebens für einen Augenblick befreiend ist. Die geträumte Welteroberung stieß sich hart am wirklichen Elend, das ein am 9. Mai 1862 vom Krieglacher Gemeindevorsteher und Pfarrer ausgestelltes ›Armuths-Zeugniß‹ beglaubigt, in dem »der Wahrheit gemäß bestätigt wird«, daß Peter Rosegger »Ältern zwar einen kleinen Bauerngrund besitzen, jedoch aber so verschuldet sind, daß sie nur sehr kümmerlich leben müssen und daher nicht im Stande sind die Heilungskosten für ihren Sohne zu bestreiten und letzterer weder ein eigenes Vermögen noch zahlungsfähige Anverwandte besitze«.⁴⁷ Bei seiner angestrengten Lese- und Schreibleistung zog sich Rosegger ein Augenleiden zu, das sich im Frühjahr zu »einer gefährlichen Entzündung des linken Auges«⁴⁸ verschlimmerte. Rosegger war vorübergehend arbeitsunfähig und mußte zu Hause bleiben, wo sein Bruder Jakob sterbenskrank und die Mutter seit Jahresbeginn schwer leidend war. In ›Die Drangsale der Zeit‹ zeichnet er das Elendsbild eines irdischen Jammertals, das gleichwohl im Zeichen des Kreuzes in ein Leiden-Können umzuwandeln sei: »Kreuz, Leiden, Buße heissen die Briegel, von welche der Satan respekt hat«.⁴⁹

Die Phantasiearbeit an einem anderen Leben überforderte die gebrechliche Physis und schuf neues Leiden, das zum realen Zwang wurde, das Vaterhaus zu verlassen, um in die ›Welt‹ zu gehen, in die er sich wiederholt mit nachgemalten Bildern versetzt hatte. Die meisten seiner Fahrten nach Graz und die erste Wien-Reise Ende April 1863 hatten den Zweck, ärztliche Hilfe für sein

⁴⁵ Aus meinem Leben [1861], in: Mayer (= Anm. 5), S. 33.

⁴⁶ Ebd., S. 134.

⁴⁷ NLPR-StL, Armuths-Zeugniß vom 9. 5. 1862.

⁴⁸ Sonntagsblatt Nr. 11 v. 16. 3. 1862, S. 43.

⁴⁹ Ebd., S. 42.

Augenleiden zu finden. Als Kontrast zu der bekannten, einen unverzichtbaren Bestandteil der Rosegger-Legende bildenden Geschichte ›Als ich den Kaiser Josef suchte‹, sei hier der Bericht ausführlich zitiert, den Rosegger seinem ehemaligen Lehrer Weberhofer von dieser Reise gab: »In Wien war ich, und das will was sagen; - Ja, ich sah die große Residenz, das herrliche Wien, ich stand auf den st. Steffansplatz, ich bewunderte den Riesenbau. Ich wandelte im Innern der Kaiserburg, wo freier Eindritt erlaubt ist, ich sah seiner Majestet selbst als er eines Tages auffuhr, aber nur auf einen Blük. Ich bewunderte die Hofbibliothek, war in Münzkabinet, und in der Bildergalerie im obern Belvedere. Ich sah die Donau, ging im ersten Mai im Prater wo Volksfest war, - kurz ich sah so unendlich vill was mir interessant war, und, wenn ich Muße hätte, würde ich ein ganzes, großes Buch schreiben von diesen Tumelblättern der Welt. Wie aber kamm ich nach Wien? Den 27. April reiste ich zu Hause ab und bis Langenwang. Den 28. von Langenwang bis Wiener Neustadt. Den 29. von Neustadt nach Baden, wo ich eugendlich bleiben wohlte um ins Bad zu gehen, da es mir der Grazer Augendoktor anbefahl. Der Doktor von Baden aber sagte ganz anders, das er mich nehlich nicht ins Bad lassen könnte, da ein Schwefelbad für die Augen sehr schädlich wäre. Er wies in Wien mir einen Doktor an, mit den Bedeuten, daß mir in Wien sicher Hilfe werden würde. Was wohlte ich machen, ich brach auf, und noch am selben Tage, den 29. erreichte ich die Kaiserstadt. [-] Ich begab mich zum Doktor, der mir durch die Adresse des Badner Dokters angewiesen wurde. Dieser sagte mir, daß er mir helfen wohlte, wenn ich 4 Tage in Wien bleiben könnte. Vier Tage blieb ich also in Wien, und jeden Tag muste ich zum Doktor auf 3 Stunde in die Kur. Was mir angewendet wurde weis ich nicht, indem ich wehrend den ganzen 3 Stunden auf einem Bette bewusstlos lag. Man hatte mir wahrscheinlich ein Opium beigebracht. Als die vier Tage vorüber waren, war das Augenübel gehoben, und bis jetzt Gottseidank, leide ich nicht mehr an den Augen. Also 4 Tage verlebte ich in Wien, o wie schön hätten mir diese Tage werden können. [-] Mir war es zwar gerade nicht langweilig, den da gibt es Zerstreungen zu viele, - aber so recht ganz froh war ich doch nicht. Ich stand da fast krank, und ganz allein, ohne einen einzigen Bekannten, in der großen Weltstadt.«⁵⁰

Das chronische Augenleiden war auch der Anlaß für Roseggers sechste »Grazerreise«⁵¹ am 23./24. Februar 1864: Ein ärztliches Zeugnis sollte ihn bei der im März vorgeschriebenen Assentierung vom Militärdienst⁵² entbinden, der Rosegger zuvor abwechselnd als Chance oder Bedrohung erschienen

⁵⁰ Privatbesitz Frau Elfriede Bös (Gröbming), Rosegger an Eustach Weberhofer, 13/6/1863.

⁵¹ Die Reise in die Landeshauptstadt. Sechste Grazerreise. In: Meine Gedanken, VIII. Heft, 1864, S. 1-6. - Die folgenden Seitenangaben mit der Sigle MG im Text.

⁵² Vgl. So, die G'schicht is vorüber, und der Schneiderpeterl macht a langs und a breits darüber. In: Meine Gedanken, VIII. Heft, 1864, S. 12-25. - Vgl. die ›Waldheimat‹-Geschichte ›Bübchen, wirst Du ein Rekrut!‹ (AS 10, S. 184ff.).

war, die Heimat zu verlassen. Für den Grazer Arzt war Roseggers Gebrechen so offenkundig – »Jeder gebildete Fachmann mus erkennen, daß Sie zum Milidärstande gar nicht fähig sind. Sie haben schwache, leicht entzündbare Augen, das siht man ihnen schon auf den ersten Blick an« (MG 2 f.) –, daß er ein schriftliches Attest für überflüssig hielt. Den Grazer Aufenthalt benützte Rosegger zu einer folgenreichen Initiative: »Dann besuchte ich auch die Buchdruckerei A. Leykams erben, in der Stemp[fer]ergasse, und brachte es so weit, um mit dem Verleger der ›Tagespost‹ sprechen zu können« (MG 4). Über den Inhalt des Gesprächs gibt sich der Berichterstatter bewußt geheimnisvoll – »villeicht kommts bald in die Öffentlichkeit« (MG 5). Daß es dazu kam, ist das Verdienst des Redakteurs der Grazer ›Tagespost‹, Dr. Svoboda, mit dem Rosegger bald »eine lebhafta Corespondens« (MG 19) führt und dem er nach und nach Proben seiner poetischen Produktion einsendet. Am 1. September besucht er ihn in Graz und gibt Rechenschaft von seinem Leben, auch davon, was zuletzt den Sehnsuchtsstoff seines Dichtens ausmachte: Von seiner Liebe zur Tochter des Kaufmanns und Gemeindevorstehers von St. Kathrein, Maria Haselgraber. Mit dem Wunsch nach öffentlicher Anerkennung: »Ich war lüstern, einmal zu sehen, wie sich meine Poesien gedruckt ausnähmen«,⁵³ sollte zugleich die private möglich werden. Da sich die landläufige Liebesökonomie nicht an seinen imitierten Code der romantischen Liebe hielt, sollte die öffentliche Reputation die Chancen erhöhen, als reputierlicher Liebeswerber zu gelten.⁵⁴ Svobodas Artikel⁵⁵ über einen ›Steierischen Volksdichter‹ würdigte das poetische Talent Roseggers in der Absicht, das öffentliche Desinteresse an der namenlosen Not zu wohlthätiger Aufmerksamkeit für den besonderen Fall zu bewegen. Am 16. Dezember 1864 schreibt er an Rosegger: »Endlich habe ich Zeit gefunden, Ihre Schriften durchzusehen u zwei Aufsätze über Sie in die Tagespost zu schreiben, die ich Ihnen bereits durch die Post zugeschickt habe. Schreiben Sie mir sofort, wenn sich Jemand gefunden hat, der Sie unterstützen will. Wenn es nicht geschieht, so will ich mich für Sie hier persönlich verwenden u. hoffe Sie nach Graz bringen zu können«.⁵⁶ Obwohl Rosegger am 26. Dezember 1864 in seinem Tagebuch vermerken kann, er habe »von Graz aus unbekander Hand Schülers und Göthe Werke, und andere Bücher«⁵⁷ erhalten, zeigt sich Svoboda über das Echo seines Artikels nicht ganz zufrieden. »Ich lege Ihnen einen Brief des Buchhändlers Giontini bei u empfehle Ihnen auf das Entschiedenste, diese Gelegenheit zu ergreifen, um sich zu bilden u. einer angenehmeren Zukunft entgegenzusehen. In Graz hat sich *Niemand* gefunden, der für Sie bleibend sorgen wollte«.⁵⁸ Der Laibacher Buchhändler bot eine zweijährige

⁵³ AS 12, S. 393.

⁵⁴ Vgl. Latzke (= Anm. 14), S. 35.

⁵⁵ Adalbert Svoboda: Ein steierischer Volksdichter. In: Tagespost v. 13. u. 14. 12. 1864.

⁵⁶ NLPR-StL, Svoboda an Rosegger, 16/12/1864.

⁵⁷ Im folgenden werden Zitate aus den Jugend-Tagebüchern Roseggers (ab 1863 geführt) mit bloßer Datumsangabe in den Text eingerückt.

⁵⁸ NLPR-StL, Svoboda an Rosegger, 1/2/1865.

Lehrzeit zu folgenden Konditionen an: »Ganze Verpflegung in meinem Haus als Kost, Wohnung, Wäsche etc. Im ersten Jahr erhält Hr. R. ein Taschengeld von 6f pr Monat im 2^{ten} Jahre 8f pr Monat damit er sich die nöthigsten Kleidungsstücke beischaffen und sonstige kleine Bedürfnisse decken kann.«⁵⁹ Für die Zeit nach der Lehre stellt Giontini eine Anstellung als Gehilfe und die Besorgung der Leihbibliothek – »dies Geschäft dürfte besonders für ihn passen« – in Aussicht. Rosegger folgt dem Rat Svobodas: Am 4. Februar 1865 arbeitet er zum letzten Mal als Schneider⁶⁰ und am 14. Februar verläßt er sein Elternhaus. Das Außergewöhnliche dieses verspäteten Aufbruchs, dessen Kontingenz verrät, daß er an der sozialen und geographischen Peripherie der Provinz nicht vorgesehen ist, hat Rosegger in seinen Erinnerungen (»Waldheimat«, »Mein Weltleben«) durch hyperbolisches und pointiertes Arrangement der Fakten zur unerhörten poetischen Begebenheit stilisiert. Diese Inszenierung des eigenen Lebens als ein »Buch der Novellen« wurde durch poetische und ideologische Konzepte erleichtert, die sich für diese Grenzüberschreitung in räumlicher und temporaler Hinsicht anboten. Einöde/Welt, Heimat/Fremde, Stadt/Land bzw. eine temporale Entgegensetzung von damals/heute, die als Fortschreiten von Roheit zu Bildung oder als Verlust einer »natürlichen« Existenzform ausgelegt werden konnte, sollen die Implikationsvielfalt dieses Chronotops⁶¹ andeuten, die den Rosegger-Biographen nahezu jede Handhabe ermöglichte. Das dokumentarische und literarische Material zum Zeitpunkt der Entscheidung ist durchaus schon von diesen Topoi und Ideologemen durchsetzt. Der geringere zeitliche Abstand zu den gemachten Erfahrungen ist nicht mit Authentizität zu verwechseln, er verhindert aber die Verfestigung dieser Vorgaben zu einer selektiven und anekdotischen Kombinatorik der Fakten, weil der offene Horizont der Zukunft und das Unvordenkliche der Gegenwart im Medium des Tagebuchs die Professionalisierung der Retrospektive – also die effektvolle Inszenierung der Selbstpräsentation – hintertreibt. Daß davon aber für einen, der als Bittsteller in die »Welt« tritt, die Sicherung der materiellen Existenz abhängt, gehört zu Roseggers ersten Erfahrungen in seinem »Weltleben«: Die Not der frühen Jahre, deren monotoner Zwangscharakter die Fluchtphantasien entzündet, entpuppte sich als sein symbolisches Kapital. Im Rückblick auf den kurzen Laibacher Aufenthalt – »krank in phisischer und geistiger Hinsicht«⁶² verließ er nach acht Tagen den neuen Arbeitsplatz – ist dieses Phänomen der »Rückständigkeit als Kuriosität« beschrieben. Er sei, heißt es in den »Erinnerungen an Laibach«, »gleichsam wie ein Probeexemplar aus den steirischen Hochgebürgen« »als Naturmerkwürdigkeit« in Giontinis »Buchverlag« aufgestellt worden.⁶³

⁵⁹ NLPR-StL, Giontini an Svoboda, undatiert [Jänner 1865].

⁶⁰ Vgl. im Gegensatz dazu die Darstellung in »Als ich davonging« (AS 10, S. 279ff.).

⁶¹ Vgl. M. M. Bakhtin: Forms of Time and of the Chronotope in the Novel. In: Ders.: The Dialogic Imagination. Ed. by Michael Holquist. Austin 1981, S. 84ff.

⁶² Erinnerungen an Laibach. In: Museum 1865, S. 56 (NLPR-StL).

⁶³ Ebd.

Mit dem fehlgeschlagenen Versuch, aus einem ausgelernten Schneider einen Buchhändlerlehrling zu machen, drohte sich in Graz das zu wiederholen, was Rosegger sieben Jahre zuvor von der Ausbildung zum Geistlichen ausschloß. Die unverschuldeten Bildungsmängel und sein fortgeschrittenes Alter versperrten ihm den Zutritt zu den etablierten Bildungseinrichtungen. Selbst in seinen erinnerungsoptimistischen Lebensberichten der Spätzeit ist das Trauma des neuerlichen Moratoriums noch präsent: »Mir graut, wenn ich an die ersten Wochen denke, die ich – damals ein zweiundzwanzigjähriges Kind aus den Bergen – in der großen Stadt zugebracht habe. Wenige Tage war ich in Laibach gewesen, von wo ich entmutigt und verzagt nach Steiermark zurückgekehrt bin. [. . .] jene Männer in Graz, die sich einmal um mich angenommen hatten, hielten mich in der Hauptstadt fest, obwohl sie eigentlich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußten. [. . .] Wenn ich dachte, was ich mir alles aneignen müßte, um überhaupt nur zu den Gebildeten zu gehören, geschweige denn, um etwas zu leisten, war ich oft bis in die Seele verzagt. Eine Unterrichtsanstalt aber erschloß sich mir nicht. In eine Elementarschule wollte man den Bengel nicht stecken und für alle anderen Schulen hatte ich zu wenig Vorbildung.«⁶⁴ Durch die Vermittlung Svobodas und die Fürsprache Rudolf Falbs wird Rosegger nach sechswöchigem Privatunterricht in die erst 1863 gegründete »Academie für Handel und Industrie« aufgenommen. Unter den Begründern und Präsidiumsmitgliedern dieser Anstalt sind mit dem Landtagsabgeordneten Johann Oberranzmeyer und dem Bankier Kleinoscheg auch Männer zu finden, die Rosegger in der von Svoboda und dem Großindustriellen Peter Reininghaus angeführten Liste seiner Grazer Wohltäter führt. Das selbstbewußte Eigenverständnis dieser Einrichtung, das sich nicht am kanonisierten Bildungsgut, sondern an den ökonomischen Forderungen der Gegenwart orientierte, ist einer Charakteristik zu entnehmen, die sich in der Zeitschrift des Kaufmännischen Vereins »Mercur« findet, dem später auch Rosegger als Mitglied beitrug und vor dessen Forum er seine poetischen Erzeugnisse öffentlich vortrug. Die Anstalt »hat sich die schöne Aufgabe gestellt, nicht nur angehende Kaufleute für ihren Beruf würdig heranzuziehen, sondern auch Solchen, welche sich irgend einem Industriezweige widmen wollen, neben der kaufmännischen Vorbildung jene technischen Kenntnisse angedeihen zu lassen, welche nöthig sind, um ein industrielles Unternehmen übersehen zu können.«⁶⁵ Die Tatsache, daß in Österreich unter den Fachschulen »vorzugsweise die Handelsacademien mit scheelen Augen« betrachtet werden, wird »dem beschränkten Unterthanenverstande« zugeschrieben: »was andere Menschenkinder als die prächtige Frucht eines erleuchteten und opferfähigen, auf eigenen Füßen stehenden Bürgerthums lobpreisen, ver-

⁶⁴ AIH 39, S. 174f.

⁶⁵ Anon.: Commercielle Bildungsanstalten im Allgemeinen und die Grazer Academie für Handel und Industrie im Besonderen. In: Mercur (Graz) 1 (1868), S. 172–174; die folgenden Zitate S. 173 und S. 174.

urtheilen gewisse zünftige Pädagogen und Referenten als anmaßlichen Eingriff in eine fremde Domäne«. Die öffentliche Meinung habe aber über dieses Vorurteil der »Herren, denen Gott ein Amt und sonst nicht Alles gab«, bereits den Stab gebrochen.

Daß ökonomisches Fortschrittspathos beschränkten Untertanenverstand nicht ausschließt, ist an der durchaus zeittypischen Disziplinarordnung⁶⁶ der Schule zu ersehen, wie auch an der Verhinderung der Zeitschrift ›Der Akademiker‹, an der Rosegger als Redakteur und Mitarbeiter beteiligt war. Die Verwaltungsbehörde vermutete in dem Blatt, das sich der Verständigung unter den Absolventen kaufmännischer Anstalten und der »Förderung des materiellen Wohlstandes«⁶⁷ im Vaterlande verschrieben hatte, Opposition gegen die Akademie. Die vorletzte Nummer teilt aus dem ›academischen Leben‹ mit, daß der Obmann des Verwaltungsrates, Herr Oberranzmeyer, »P. K. Rosegger bei Appelirung aller der von ihm an der Akademie für Handel und Industrie genossenen Wohlthaten bewog, die Redaction des Blattes fallen zu lassen«. ⁶⁸ In der ersten Nummer kontrastiert Rosegger in dem Gedicht ›Alte und moderne Poesie‹ die Standardmotive romantischer Natur- und Liebeslyrik mit der Poesie des Geldes als Signum der modernen Zeit: »Gefällt sind die Wälder,/Die Vögel gefangen;/Das Herz ist versteinert,/Die Saiten, sie sprangen;/Die Glock' ist veraltet,/Zerflossen, gestaltet/Zu klingenden Münzen, denn dieser Gesang,/Das Geld, hat den schönsten poetischen Klang!«⁶⁹ Die konventionellen Topoi des romantischen Antikapitalismus, die Rosegger aus der zu dieser Zeit für ihn wichtigsten lyrischen Inspirationsquelle, Wolffs ›Poetischem Hausschatz‹, kennengelernt hat, kennzeichnen einen Grundkonflikt seiner Grazer Studienzeit. Die Kollision zwischen dem Bildungsziel der Handelsakademie und seinem poetischen Talent war nur durch das Verständnis der Lehrer erträglich. Rosegger wurde als Hospitant von Gegenständen dispensiert, die sein Fassungsvermögen überforderten (Italienisch, Mineralogie, später auch Französisch), oder durch besondere Kulanz von den Schrecken der kaufmännischen Arithmetik befreit. Schon am 23. November 1865 wird er vom Direktor des Instituts, Franz Dawidowsky, den Verwaltungsräten vorgeführt: »Er that meinen Fortschritten lobend Erwähnung, welche ich wohl nicht so ganz verdient zu haben glaube. Es freute mi[ch] daß die Herren ein so lebhaftes Interesse an mir zeigten, und daß sie mich ihrer längeren Gewogenheit im Institute versicherten. Doch meinten einige die Bahn die ich betreten währe für meine Begabung nicht die rechte, und im kaufmännischen Fachelinge jedes poetische Talent zu Grunde – ich habe mir das selbst auch

⁶⁶ Ein Exemplar hat Rosegger seinem Tagebuch 1865 beigegeben.

⁶⁷ Der Akademiker Nr. 1 v. 28. 11. 1869, S. 1.

⁶⁸ Ebd., Nr. 3 v. 22. 11. 1869, S. 25.

⁶⁹ Ebd., Nr. 1 v. 28. 11. 1869, S. 3f. – Vgl. Julius Bunzel: Der junge Rosegger als Redakteur. In: Tagespost v. 25. 12. 1925. – Eine nützliche Dokumentation zu Roseggers Grazer Studienzeit hat Franz Haslinger vorgelegt: Peter Rosegger als Jünger Merkurs und Apolls (1865–1869). Graz 1964.

schon gedacht« (23/11/1865). Die Erkenntnis dieses Konflikts änderte nichts an den fortgesetzten Zweifeln an »Fassungskraft und Lerntalent« (27/4/1865). Sie drängte ihn dazu, mit seinem poetischen Talent zu beweisen, daß die privaten Spenden an ihm nicht verschwendet waren. Die Anstrengungen, die Lektüre der Klassiker nachzuholen, die vor allem im Zeichen der zeitgemäßen Schiller-Begeisterung standen, lenkten seine poetischen Versuche zunächst in Bahnen, wo das Scheitern unvermeidlich war. Seine Parodie von Schillers ›Glocke‹ oder die nach einem Entwurf Schillers ausgeführte Ballade ›Rosemunde oder die Braut der Hölle‹ sind nur die bekanntesten Verirrungen, die in Svoboda einen strengen Richter fanden.

In diesen Orientierungskrisen, die durch die Anpassungsleistungen gegenüber den fremden und befremdenden Ritualen städtischer Lebensführung und die wohltätigen Behelfe, seine materielle Situation zu erleichtern, den Aufwand an Selbstreflexion erhöhten, entpuppt sich das Tagebuch als wichtigstes Medium, sich selbst und die Besonderheiten der neuen Alltäglichkeit festzuhalten. Mit dem Beginn des Grazer Aufenthalts distanziert sich Rosegger von der Form der beiden in Alpl geführten Tagebücher, die sich fast ausschließlich mit der Aufzählung der Arbeitsplätze und der Bilanz seines minimalen ›Persenstandes‹ begnügten. Diese Tagebücher erscheinen nunmehr als »sehr oberflächlich und nur für meine früheren Verhältnisse geeignet« und sollen ab April 1865 durch »ein verhältnismäßiges Geschäfts- und Erinnerungsbuch in Form eines einfachen gemüthlichen, ganz ungezwungenen Schreibstyles«⁷⁰ ersetzt werden. Der Tagebuchschreiber findet jedoch alsbald keinen Gefallen an seinen Aufzeichnungen: »Das Langweiligste, was es auf der lieben Gotteseerde gibt, ist – mein Tagebuch. -- Dann ging ich in die Schule, und zum Mittagmahl und ins Theater, und – und, – und -- zum Teufel, das muß anders werden! So ein Geschreibsel lesen wäre über das Hängen« (11/5/1865). Und wenige Tage später heißt es: »Sonst hat sich eben heute wieder gar nichts ereignet. Man solls nicht glauben daß das Leben in einer Hauptstadt so einförmig sein könnte. Ich weis es wol, die Schuld ist an mir selbst. Bei nächster Gelegenheit werde ich aber einen weiteren oder größeren Ausflug machen, wenn ich nur nicht etwa zu hoch fliege« (19/5/1865). Der Vorwurf der Langweiligkeit wiegt umso schwerer, als das Tagebuch mit der Wirkung auf befreundete Leser rechnet.⁷¹ Selbstbezeichnung und -kritik werden damit vor das Tribunal der Öffentlichkeit gezerrt. So heißt es nach dem Eingeständnis, in der Turnschule zu den ›Miserabelsten‹ zu zählen: »Sist freilich nicht schicklich dieß so ganz kurzweg ins Tagebuch einzuschreiben, aber ich muß halt ein Bischen Acht geben, daß es nicht jedermann zur Hand bekommt« (2/6/1865). Die antizipierte Mißbilligung des eigenen Verhaltens

⁷⁰ NLPR-StL, ›Nachtrag der Monate Jänner, Februar und März‹ im Tagebuch 1865, S. 1.

⁷¹ Grundsätzliche Überlegungen zu Form und Gebrauchsfunktion des Tagebuchs bei Werner Welzig: Das Tagebuch Arthur Schnitzlers 1879–1931. In: IASL 6 (1981), S. 78–110.

macht diese Aufzeichnung zu einem demonstrativen Akt der Selbstbestrafung: »Ich darf es nicht verhehlen daß ich zu meinen Fehlern auch eine Art Jähzorn rechnen muß [. . .] Dieß Bekenntniß zur Straffe« (28/2/1866). Noch vor Ferienbeginn wird im Tagebuch die Modalität der Tagebuchführung reflektiert und modifiziert: »Man hat mir ohnehin schon den und zum Theile auch verdienten - Vorwurf gemacht, daß mein Tagebuch wegen des ewigen Einerlei fast nicht zu lesen sei. Wie gesagt, es ist zum Theil wahr. Um fürder solchen Kritiken auszuweichen, und auch aus eigener Rücksicht, werde ich besser thun solche Tage des Einerleis ganz wegzulassen [. . .]« (26/7/1865). Dieses Wirkungskalkül, das die Selbstpräsentation durch Aussparung optimiert, soll in einer neuen Gestaltung des Tagebuchs zum Ausdruck kommen, in der die Vorwegnahme späterer literarischer Unternehmungen Roseggers vermutet werden darf. »Das Tagebuch wird in Form einer Zeitschrift geschrieben, und werden jeden Monat 4, 1 Bogen starke Numern herausgegeben (?) Diese erscheinen den 8. 16. 24. und letzten, oder monatlich 1 Heft« (18/9/1865). Mit dem Einstellen der handschriftlichen Periodika aus der Schneiderzeit - im Sommer 1865 wird der ›Volkskalender 1866‹ und das ›Museum‹ abgeschlossen - werden auch die neuentstandenen poetischen Schöpfungen in das Tagebuch eingerückt. Die zeitaufwendige Gestaltung des Tagebuchs und die gegen Ende der Schulzeit verstärkten schriftstellerischen Ambitionen sind nicht in Einklang zu bringen. Am Ende des zweiten Schuljahres wird eine zweckmäßigere Form erwogen: »Es wird so eingetheilt werden daß z. B. Theater, Briefe, abgesendete Gedichte u. s. w. der Reihe nach für das ganze Jahr unter einen Titel gestellt werden. Für verschiedene Aufsätze in Prosa und in Versen wird *außer* dem Tagebuch gesorgt werden, u. ebenso für Briefe da ohnehin die Copiermaschine zur Hand ist« (26/5/1866). Diese bloße Registratur der Fakten, die im Jahre 1874 zur endgültigen Auflösung des Tagebuches führt, reduziert die anfängliche Intensität des Selbstkommentars auf einen Formalismus des Unterscheidens, dessen Zwangscharakter vorübergehend dazu führt, daß nicht nur Lektüre und Theaterbesuche, sondern auch die Erfahrungen des jeweiligen Tages in ein Benotungssystem einbezogen werden.

In diesem Extrem der Verschulung und Benotung des Lebens verrät das hier nur grob charakterisierte Tagebuch der Grazer Studienzeit die ordnungstiftende Funktion der Aufschreibung eines Lebens, das dem Schreiber zugefallen ist und dessen Chaos bei aller Bedrohlichkeit unter dem Vorzeichen einer erwiesenen Wohltat steht. Dies hat zur Folge, daß jegliches Scheitern als Undankbarkeit interpretiert werden kann. Unter diesem Rechtfertigungsdruck gedeiht der Anpassungszwang an Situationen, in denen der nachzuweisende Erfolg nicht durch individuelles Versagen, sondern durch die Willkür der Verhältnisse auf dem Spiel steht. Diese Ambivalenz der Wohltätigkeit, womit keinesfalls die individuellen Motive der Wohltäter in Zweifel gezogen werden sollen, ist im Tagebuch reflektiert. Schon eine positiv gemeinte Eintragung wie »ich entging seiner Großmut nicht« (1/7/1865) setzt

einen hintergründigen Doppelsinn frei. Der Handelsschüler, der sich bis zur Aufnahme in Dawidowskys Institut mit gewährten Freitischen durchschlägt, ist angewiesen, »vom Gnadenbrote anderer Leute zu leben« (24/11/1865).⁷² Da es nichts Schwereres gibt, wie er einmal an den Gemeindefeldarzt von Fischbach schreibt, »als anderer Leute Schuldner zu sein« (7/9/1865), wird die ohnmächtige Allmachtsphantasie verständlich: »Wenn ich doch ein Gott wäre daß ich meinen Wohlthätern das ganze Himmelreich schenken könnte, damit ihnen wol, und mir am wolsten wäre« (6/4/1865). Der im Bewußtsein des Schuldners gespiegelte Zusammenhang von Wohltätigkeit und sozialem Gegensatz macht die Schilderung eines Besuchs bei Reininghaus, bei dem er dem Bierfabrikanten seine Mutter vorstellte, zur einprägsamen Darstellung der kulturellen und sozialen Kluft, die die Welt der Wohltäter von der Herkunftswelt trennt. »Dem Mütterchen wurde ernstlich bange als wir dort ankamen; sie wartete im Vorhaus bis ich von meinem hochherzigen Wohlthäter die Erlaubniß erbath, sie aufführen zu dürfen. Hr. v. Reininghaus empfing sie recht freundlich, und führte uns in sein Kabinet, wo er einige Fragen an sie richtete. Dann ließ er uns in seine Fabrik umherführen, ließ uns den Viehstand, die Mühle, die Gedreide und Vorrathskammer zeigen, und Mütterchen konnte nichts besseres thun als in Anstaunen der Fülle und des Überflusses, dergleichen es noch nie gesehen, die Hände über den Kopf zusammenschlagen und ausrufen: ›O, was ist doch für ein großer Unterschied auf Erden!‹ – Sie mochte wohl gedacht haben an die Noth und den Mangel daheim. Mittlerweile kam die Zeit zum Speisen, und da wir die Einladung, am Herrentisch zu speisen ablehnten, wo Mütterchen gar nicht aus der Verlegenheit gekommen wäre, so wurde uns ein gräflich Mahl aufgetragen, dergleichen Mütterchen sein Lebtage noch nicht eingenommen. Volle 2 Stunde sassen wir an der Tafel, und wurden hernach erst noch mit Campagnier bewirtet. Unter den herzlichsten Glückwünschen verließen wir das Haus des edlen Mannes« (4/6/1865).

Daß die Wahrnehmung des Reichtums und des Luxus besser nicht reflektiert werden soll, ist die Maxime seiner Beschreibung der Grazer Herrengasse. Die Aufzählung der teuren Dinge endet mit einem Widerruf: »Ich nim aber an dergleichen gar nicht viel Notitz, es ist nicht gut an solche Sachen zu denken« (31/10/1865). Es fällt schwer genug, daran denken zu müssen, im Umgang mit den Wohltätern nicht gegen die Konventionen zu verstoßen und sich »in Gesellschaften wünschenswert zu machen« (18/6/1865). Wie gefährdet diese soziale Akzeptanz dem Tagebuchschreiber erschien, geht aus der folgenden Eintragung hervor: »Ich habe mich neulich [bei Dr. Svoboda] entschuldigt daß ich mich in die feinen Stadtmaniren noch nicht recht zu finden wisse, und habe die Besorgniß ausgedrückt, daß er mich demzufolge vielleicht nicht mehr bei seiner Familie aufführen werde« (1/6/1865). Die geübte Wohltätigkeit, die überhaupt erst einen Ausweg aus den beschränkten Ver-

⁷² Abschrift des Briefes an Eustach Haselgraber im Tagebuch.

hältnissen ermöglichte, befestigt zugleich das schmerzliche Bewußtsein dieser Beschränkung als Schuldgefühl. Zu der Einsicht, etwas schuldig bleiben zu müssen, kommt die Furcht – und dies radikalisiert die Ambivalenz der Wohltätigkeit –, den heterogenen und durchaus unvereinbaren Erwartungen der Gönner nicht zu entsprechen. In der Tagebuch-Skizze ›Einer diess, der And're das‹ hat Rosegger die Konstellation dieser sich überlagernden double-binds beschrieben. »Obwohl ich mit vollem Rechte sagen kann: Ich bin sehr avansiert, so bin ich doch in einer gewissen Hinsicht unter Mühlsteine gerathen. Daß ich viele Herren zu meinen Wohlthätern zähle, hat natürlich die Folge, daß ich vieler Herrn dankbarer Diener sein muß (Ich möchte dieß auch vom ganzen Herzen sein.) Jeder der Wohlthäter gibt mir nun seinen Rathschluß kund, zeichnet mir so zu sagen, eine Bahn vor, und sähe es gern wenn ich dannach handeln möchte«. »Diese Rathschlüsse klingen hübsch verschieden« (14/10/1865) und betreffen nicht nur die Ausbildung, sondern auch die ästhetische Bildung.

Der Eklektizismus aus Not, der die frühe Lektüre bestimmte, wird potenziert durch ein unübersichtliches Angebot an Literatur, durch widersprüchliche Literaturempfehlungen und Buchgeschenke. Damit soll keineswegs die Vielfältigkeit des Grazer Kulturlebens überschätzt werden. Der Eindruck, den Hebbel im Jahre 1847 von den Buchhandlungen in Graz hatte, dürfte für die restaurative Ära nach 1848 nicht wesentlich zu revidieren sein: »In der Stadt, die ich oft durchstriefte, wie es meine Gewohnheit ist«, heißt es in Hebbels Tagebuch, »fielen mir die Buchläden dadurch auf, daß ich an den Fenstern derselben nichts ausgestellt sah, als Legenden- und Gebetsbücher und Räuber-Geschichten«. ⁷³

Rosegger ist vor allem von den Erzeugnissen fasziniert, mit denen der zeitgenössische Klassikerkult ostentativ zur Schau gestellt wird: »Buchhandlungen sind deren Auslagen ich aber jeden Tag mustere, ungeachtet noch die ehrwürdigen Titel von Februar zu sehen sind. Da gibts auch noch Planetenbücheln und 63ger Kalender die herrlichsten Exemplare, auch manch anderes zwar muß ichs mir halt von außen ansehen, und mir nach dem Titel den Kopf zerbrechen was wohl der Inhalt sei. Ich habe auch Bekanntschaft gemacht mit sr. Majestät, mit sr. Heiligkeit, mit den Fürstbischof, mit Schiller, mit Martin Luther, mit Garibaldi, mit dem Kaiser Napolion, welche mir fast täglich in der Herrengasse begegnen. [. . .] Se. Majestät und Schiller haben mir sogar versprochen mich in meine Wohnung zu begleiten, und mit mir ein Zimmer zu beziehen d. h. wenn ich einmal 80x habe; so eine *Fotografie* wäre es wol wert, ich habe den Schiller schon um 18, und den Göthe um 12 Kreuzer gesehen; – sind recht billig geworden die deutschen Dichter« (28/10/1865). Mühsamer als der Erwerb der Klassiker-Devotionalien gestaltet sich die Lektüre der klassischen Literatur, die Svoboda dem Autodidakten

⁷³ Friedrich Hebbel: Tagebücher Bd 2: 1843–1847. Hrsg. v. Karl Pörnbacher. München 1984, S. 341 (Eintragung v. 28/6/1847).

nachdrücklich empfohlen hatte. Die Abstürze des Selbstbewußtseins, die Franz Michael Felders Autobiographie anlässlich der ersten Schiller-Lektüre vermerkt,⁷⁴ werden bei Rosegger durch Schwärmen kompensiert. Dennoch verraten die Zensuren, die dem Gelesenen erteilt werden, daß die bisherige Leseerfahrung nicht hinreichte, um aus der Lektüre jenen Genuß zu ziehen, den die öffentliche Anerkennung dieser Werke zu verheißen schien. Die Begeisterung kann nur dann die Illusion des unmittelbaren Verstehens und des voraussetzungslosen ästhetischen Genusses gewährleisten, wenn sie durch soziale Zustimmung abgesichert wird. Die Abgeschiedenheit der einsamen Lektüre ist dafür wenig geeignet. Als Ersatzform hat Rosegger die soziale Praxis der Deklamation entdeckt und zunächst monologisch auf dem Grazer Schloßberg und anderen exponierten »schönen Plätzen« ausgeübt. Der zelebrierte Freundschaftskult – mit Robert Wagner und nach dem Weggang Wagners mit August Brunlechner als Mittelpunkt – nützte diese Geselligkeit zu mitternächtlichen Deklamationsstunden, wobei die auf dem Rosenhügel entdeckte Ruine den passenden Hintergrund für diese Rituale der Empfindsamkeit abgab. Die gemeinsame Lektüre und das laute Lesen waren zugleich Siegel der Authentizität des freundschaftlichen Gefühls, dessen Überschwang durch Statuten und Satzungen – wie im Falle des Triumvirats »Die Ritter vom Geiste« – noch gesteigert werden sollte (Vgl. 11. und 16. März 1866). Die städtischen Deklamationsübungen werden in den Ferien auch zu Hause gepflegt: »Heute Abends von 5–6 war Deklamationsstunde im Walde nächst dem Hause, so wie gewöhnlich benützte ich dabei den poetischen Hausschatz. Da das Deklamieren eine meiner liebsten, und nützlichsten Unterhaltungen bildet, so beabsichtige ich bei Gelegenheit und schöner Witterung vor Ende der Ferien noch ein auserordentliches Deklamationsfest zu veranstalten. Dasselbe soll an einem heiteren Abend auf einsamer Waldeshöh stattfinden, wobei ich Festgeber, Deklamator, und das einzige Publikum zu sein gedenke« (19/9/1865). Das Deklamieren als soziale Inszenierung der Lektüre und die empfindsam-romantischen Männerbündnisse sind Surrogate einer anderen Öffentlichkeit, in der die Poetisierung der Welt über das Realitätsprinzip triumphiert. Insbesondere die Gespräche und Briefe mit dem Buchdruckerlehrling und späteren sozialdemokratischen Redakteur Robert Wagner zeigen jedoch, daß mit dem Ernstnehmen des klassischen Humanitätspostulats Roseggers naives Religionsverständnis erschüttert wurde und ein neuer Konflikt die Ablösung von der Herkunftswelt belastete. Robert Wagner, der die bestehenden Konfessionen durch eine Schiller-Religion ersetzte, war es auch, der Rosegger mit zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur versorgte, die wie die Romane Eduard Breiers dunkle Kapitel der Kirchengeschichte in sensationsreichen Romanhandlungen verarbeiteten. Obwohl Rosegger dieses Nebeneinander von Klassikern und Trivialliteratur in seiner Antwort auf eine Rundfrage für die vom Wiener Buchhändler Hugo Heller

⁷⁴ Vgl. Franz Michael Felder: Aus meinem Leben. Frankfurt/M. 1987, S. 183f.

herausgegebenen ›Neuen Blätter für Literatur und Kunst‹ auflöst, ist diese Antwort instruktiv für die Lektüre seiner Studienzeit wie auch für die erinnerte Benachteiligung in der Teilhabe an den kanonisierten Kulturgütern: »Von meinem 18. bis etwa 23. Lebensjahre – also zu einer Zeit, da andere schon mit den Klassikern aller Welt Arm in Arm gehen, bestand meine literarische Gesellschaft aus Wiener Romanen von THEODOR SCHEIBE und EDUARD BREIER sowie aus den Volkskalendern von JARISCH, VOGL und SILBERSTEIN.«⁷⁵

Diese Spitze gegen den Bildungsdünkel der Privilegierten soll nicht mit dem Hinweis abgeschwächt werden, daß Rosegger, angestiftet durch Svoboda, als eifriger Besucher des Thaliatheaters und des landschaftlichen Theaters – von beiden Direktionen hatte er Freibillets bekommen – Gelegenheit bekam, die klassischen Stücke kennenzulernen.

Die Schilderung seines ersten Grazer Theaterbesuchs im Jahre 1861 gibt eine Vorstellung von der Faszination, die diese Institution auf ihn ausübte: »Als ich ins Theater kam, wie staunte ich, dieser weite Raum, diese seltsame Form, und als man erst den Luster mit seinen hundert Sonnen auf das Patere herab lies; – Niemand konnte es streitig machen, das ich im Himmel war. Und als auf ein mahl nun die Musik des Orchesters anstimte; – balt hätte ich vor Freud laut zu weinen angefangen. Als die Musik verstumte, rolte der Vorhang in die Höhe, und ich war in der Mhilstübe: Die schöne Milerin. [. . .] Die ganze Unterhaltung dauerte kam zwei Stunde, für mich zwei Augenblicke.«⁷⁶ Diese Beschreibung zeigt, daß die Wahrnehmung des Gebildeten, der seinen Umgang mit Kultur und kulturellen Institutionen für natürlich und selbstverständlich hält, tatsächlich einer Art von »Klassenethnozentrismus«⁷⁷ gleichkommt. Der exotische Effekt, der sich unweigerlich einstellt, wenn man Roseggers Theatererlebnis zitiert, ist dessen Kehrseite. Für den Autodidakten stellte der herrschende Umgang mit Kultur nichts Natürliches dar, sondern das noch ferne Ziel eines für ihn mühsamen Lernprozesses. Mit der Empfindlichkeit eines ›vertikalen Eindringlings‹⁷⁸ war allerdings zu bemerken, daß die soziale Ausschließungsfunktion dieses Umgangs keineswegs implizierte, daß Kunst und Literatur jener Status eingeräumt wurde, den der Ausgeschlossene ihr zuschrieb. Mit der Erkenntnis dieser Differenz war nicht nur eine Handhabe gegen städtischen Bildungsdünkel gefunden, sie ermöglichte zudem jenes soziale mimicry, das die Zugehörigkeit zur bürgerlichen Kultur nicht erst durch ästhetische Kompetenz, sondern allein schon durch die Imitation der herrschenden Umgangsformen mit Kunst ermöglichte. In

⁷⁵ Neue Blätter für Literatur und Kunst 1906, S. 12.

⁷⁶ NLPR-StL, Fröhliche Stunde 1862, S. 160f.

⁷⁷ Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M. 1974, S. 163.

⁷⁸ Eine nachhaltige Beschreibung und Umwertung dieses Begriffs von Ortega y Gasset, am Beispiel Picassos, unternimmt John Berger: Glanz und Elend des Malers Pablo Picasso. Dt. v. Anna Stolz. Reinbek 1981, S. 51ff.

dieser persönlichen Erfahrung ist zweifellos ein Grund zu suchen, warum Rosegger in späterer Zeit gegenüber den Manifestationen städtischer Kultur skeptisch blieb oder sie mit dem Beifall der Mehrheit ressentimentgeladen negierte. Seine eigenen Plädoyers für eine volkstümliche Kunst oder der Rekurs auf das ästhetische Empfinden des ›Volks‹ bleiben insofern zweischneidig, als damit zu Recht das städtische Definitionsmonopol in der Bestimmung dessen, was Kultur sei, in Frage gestellt wird; zum anderen bestätigt jedoch die Angleichung des Kunstniveaus an die Erfahrung des Vertrauten und unmittelbar Verständlichen Wahrnehmungsformen, die sozial bedingt sind.

Speziell in den Anfängen seiner Grazer Zeit ähneln die im Tagebuch vermerkten Theaterbesuche dem Theaterzettel der Grazer Bühnen. An manchen Abenden ist Rosegger in beiden Theatern zu finden. Im Repertoire der Aufführungen werden die Klassiker von den Serienprodukten des Volksstücks – die bedeutende Ausnahme ist Nestroy – und der Operette in den Schatten gestellt. Im letztgenannten Genre macht Offenbach nicht nur beim Grazer Publikum Furore. Unter den zahlreichen und mehrfach besuchten ›Offenbachiaden‹ wird vor allem der ›Schönen Helena‹ besonderes Augenmerk geschenkt. Über die erste Aufführung des schon »so lang besprochene[n] Stückes« heißt es: »Das Theater war getränkt voll, den die Grazer mochten sich wohl auf ›bloße Darstellung‹ gespitzt haben. Es war aber alles so ziemlich bedeckt. Mir kommt übrigens das ganze Stück nicht so arg vor wovir man es auspossonirte, man kann es sogar, besonders den letzten Akt für gut halten, besonders wenn man ein bischen dum ist, und nicht alles merkt« (31/5/1865). Am 2. Juni sieht Rosegger das Stück bereits zum dritten Mal: »Ich habe sagen hören, und zwar von einem Herrn in Paterre daß dieß Stück ›saudumm‹ wäre, nu, das will ich eben nicht bestätigen, aber etwas zu grell ist die G'schicht, besonders für schwache Augen« (2/6/1865). Solche Augen-Lust schlägt um in Schuldgefühle, als er am nächsten Tag mit der erstmals in Graz weilenden Mutter im Thaliatheater ein Feenballett sieht. »Es war ein [s]tummtes Stück kein Wort wurde gesprochen dabei – und diese v'rechen Tänze, ich schämte mich ordentlich der Mutter wegen die unter den Namen Musentempel und Theater wohl viel was anders erwartet haben mag« (3/6/1865). Rosegger ist später von seiner jugendlichen Offenbach-Begeisterung abgerückt. Das wäre weiter nicht bemerkenswert, wenn sich diese Distanzierung nicht im Einklang mit jener bodenständigen Borniertheit vollzogen hätte, die Karl Kraus mit seinem Bekenntnis zu Offenbach bloßstellte.⁷⁹

⁷⁹ Vgl. Kurt Krolow: Vom ›Kasmader‹ zum ›Troglodyten‹: Konfigurationswandlungen des ›Bodenständigen‹ in der Satire der ›Fackel‹. In: Traditionen und Traditionssuche des deutschen Faschismus. Hrsg. v. Günter Hartung und Hubert Orłowski. Halle/Saale 1987, S. 177–193, bes. S. 184 f.

3. Unheimliche Heimat

Was sich auf der hier keineswegs vollständig rekonstruierten Ebene der literarischen Sozialisation und schulischen Ausbildung als heterogen und kontingent erweist, hat seine Entsprechung in ambivalenten Identifikationen, die in den synthetisierenden Selbst- und Lebensentwürfen nicht zur Deckung zu bringen sind und in ihrer Überholbarkeit zum ständigen Schreib-Impuls avancieren. Seinem im Winter 1867/68 verfaßten, gerade wegen seiner offenkundigen Schwächen aufschlußreichen Roman ›Gabriel Mondfels‹ liegt die Intention zugrunde, das schreibende Ich erzählend einzuholen und das ›Jugendleben‹ – so der Untertitel – als geglückten Identitätsroman zu präsentieren: »Ich habe jetzt ein Werk zu schreiben begonnen welches wenigstens 1000 Seiten stark werden soll (64 Seiten sind bereits gediehen). Es wird ein Lebensbild; die Geschichte eines Menschenherzens mit sei[nen] Freuden u. Leiden. Das Lebensbild heißt: Gabriel Mondfels. Ich beschreibe seine Geschichte von der Geburt bis zum Tag wo er – sich selbst erreicht haben wird. Wer wird das Weitere, wer sein Brechen und Hinaustragen beschreiben.«⁸⁰ Das gigantische Projekt scheitert indes nicht nur an den prosaischen Bedingungen des Schreibens: »Leider läßt mir das leidige Brotstudium, als Arithmetik, Waarenkunde, Wechselrecht u. s. w. nicht viel Zeit für Ideales. Anderseits werden mir die wenigen freien Stunden im Institut von meinen Kollegen vergeltet«,⁸¹ sondern am Grundwiderspruch, eine defizient erfahrene Wirklichkeit in eine gelungene Autobiographie umzuschreiben. Das doppelte Gelingen des Lebens wie der Lebensdichtung muß sistiert werden. Die Meldung von der Fertigstellung ist mit der Ankündigung einer geplanten Fortsetzung gekoppelt. Der Versuch, diesen Torso zu veröffentlichen, scheiterte am Veto Robert Hamerlings, der die formalen Schwächen erkannte, den Schreibimpuls jedoch auf die zeittypische Memoirenliteratur bezog, die den öffentlichen Glanz des Dichters zur Schreibvoraussetzung hatte und der Autobiographie die Dimensionen eines Lebensdenkmals vorgab.⁸² Diese Kriterien der Bildungsprosa und ihre Stilisierungstendenzen zum Monumentalen setzten ein schreibendes Ich als jene Größe voraus, die durch die bereits bewiesene Resistenz gegen das Scheitern schreibend demonstriert werden durfte. Diese selbsterrichteten Denkmäler, deren Bauweise Rosegger im Alter imitierte, erlaubten die Retuschierung dessen, was der jugendliche Rosegger als permanente Drohung des Scheiterns zur Sprache bringen mußte.

In ›Gabriel Mondfels‹ sprechen nicht so sehr die Fakten der eigenen Biographie als vielmehr die Bildlichkeit, in der diese Fakten ausgelegt wer-

⁸⁰ NLPR-StL, Rosegger an Brunlechner, 15/11/1867.

⁸¹ NLPR-StL, Rosegger an Brunlechner, 24/12/1867 [Zum Problem des möglicherweise fingierten Datums vgl. Janda, S. 27].

⁸² Vgl. Peter von Matt: ›... fertig ist das Angesicht‹. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts. München 1983, S. 103ff.

den, am empfindlichsten von den Traumata eines Aufsteigers. Obwohl das »Gut« von Gabriels Vater, ganz im Sinne von Roseggers eigener Verwendung des Begriffs, als »Heimat« und damit als »Mittelpunkt der Welt« erscheint, ist Gabriels Ich dort nicht ganz zu Hause. Er liebt die bäuerliche Arbeit, um sich phantasierend von ihr zu entfernen, indem sie als allegorische Auslegung der eigenen Existenz umgedeutet wird: »Das Ackern war Mondfels unter allen den Geschäften auch das Liebste, denn, es keimte ihm nicht blos das gesäete Körnlein auf dem Felde, sondern auch manch' schöner Gedanke. Wenn die Furche, abgeschnitten durch das blitzende Eisen vom großen breiten Stück Welt, überfiel, so, daß das Grüne nach unten und die schwarze Erde nach oben zu liegen kam; da war's ihm, als sei er nichts anderes als ein Todtengräber, und wenn der Pflug einen Wurm mitten entzwei schnitt, so, da die beiden Theile zuckten u. sich schlangen und wanden, wunderte er sich, wie so ein auseinander geschnittenes Geschöpf noch leben könne; aber, sagte er sich dann, bin ich, ist mein Herz nicht selbst so ein auseinandergeschnittener Wurm; ein Theil hängt hier an der Heimat, der andere dort an der Pforte des Wissens u. der Kunst; und es kann doch nicht sterben!«⁸³ Wissen und Kunst können diese Trennung nicht rückgängig machen, sondern produzieren neue Qualen, die in mythologischen Analogien veranschaulicht werden. Gabriels Gedächtnis ist »wie das Sieb der Danaiden«, sein Herz »wie die Leber des Prometheus«: »immer wollen es die Raben heraushacken u. immer wird's wieder neu«. »Und über meinem Haupte hängen deren [sc. der Wissenschaft] herrlichste Früchte u. unter mir rieselt deren labende Quelle. Ich bin Tantalus, keines kann ich erreichen.«⁸⁴ Die Mühen des Studierens bringen ihn nicht zu sich selber. Die Dissoziation von Bildung und Ausbildung reproduziert sich im »unglücklichen Abstand« zwischen Herz und Kopf. Das Ziel, sich selbst zu erreichen, erscheint im Oxymoron des »poetischen Kaufmann[s]« als verfehlt und zur Selbstentfremdung pervertiert.

Das halbierte Leben, die Dissonanzen der Existenz des Romanhelden zeugen von der Not des Verfassers, schreibend zu bannen, was er als Verhängnis der Wirklichkeit nicht müde wird zu beklagen oder in immer wiederkehrenden Todessehnsüchten zu negieren versucht. Ganz im Gegensatz zur späteren poetischen Verklärungsarbeit wird in ›Gabriel Mondfels‹ das Schreiben als Sezieren verstanden. In merkwürdiger Analogie zu Sacher-Masochs 1868 erschienener Erzählung ›Mondnacht‹, wo es in der vorangestellten Widmungsepistel von der Heldin heißt, »da sie mit geschlossenen Lidern schärfer sah

⁸³ NLPR-StL, P. K. Rosegger: Gabriel Mondfels. Ein Jugendleben. Graz 1868, S. 155f. – Der Abdruck im Heimgarten 47 (1923) ist durch Texteingriffe des Sohnes Hans Ludwig Rosegger entsteht. ›Gabriel Mondfels‹ ist die stoffliche Grundlage für den ersten bei Heckenast erschienenen Roman ›In der Einöde‹, der für ›Heidepeters Gabriel‹ weiter überarbeitet wurde.

⁸⁴ Ebd., S. 244k; das folgende Zitat 244m. [Die behelfsmäßige Paginierung deutet an, daß es sich um ein nachträglich eingeschaltetes Kapitel – einen fingierten Brief Gabriels an den Freivogel – handelt.]

als wir mit unseren offenen Augen, da sie Jedem gleichsam das Herz aus der Brust nahm und es lächelnd vorwies wie ein anatomisches Präparat«, ⁸⁵ läßt Rosegger den Erzähler seines Romans ein Herz herausheben: »Nun rückte ich mir meinen Seciertisch zurecht [. . .], schärfte das Messer und setzte es nun an das arme, zuckende Menschenherz [. . .] Und wie ich jetzt das schneidende Eisen an das Herz setze, damit es offen werde vor aller Welt und alle Augen in sein Heiligthum blicken können; ergreife ich gleichzeitig die Feder und schreibe aus Tausenden heraus die Geschichte eines Menschenlebens«. ⁸⁶ Um die Geheimnisse dieses Herzens in der Schrift preisgeben zu können, muß es ›präpariert‹ werden: Die Lebensschrift hat die Mortifikation des Lebens zur Voraussetzung. ⁸⁷

Die Wahrheit, die diese Sezierarbeit des Schreibens freilegt, erklärt die Wunschennergie, die Zerstückelung des wirklichen Lebenszusammenhangs projektiv oder regressiv in Phantasmen gelungener Ganzheit aufzuheben. In einigen der zahlreichen, hinsichtlich der biographischen Fakten voneinander abweichenden Lebensrückblicke aus der Studienzeit reproduziert sich dennoch das Bild des zerteilten Lebens in der Diskontinuität von erinnerndem und erinnertem Ich, die formal am abrupten Wechsel des Personalpronomens erkennbar ist. Die Ich-Erzählung präsentiert das erlebte Ich – formal unmotiviert – in der dritten Person. So heißt es in der Skizze ›Als ich nach Graz kam‹: »Ich wußte nicht, was ich mir unter Akademie vorstellen sollte. So ging es auch dem Sohn der Berge«. ⁸⁸ In vergleichbarer Weise trennt das schreibende Ich des Akademiezüglings in ›Von der Grazerstadt‹ sein Handwerker-Ich ab und apostrophiert es als ›Schneiderpeterl‹, der sich während des Unterrichts in die Heimat zurücksehnt. ⁸⁹ In dieser Präfiguration des ›Waldbauernbuben‹ manifestiert sich die Diskrepanz von vergangenem und gegenwärtigem Leben, wobei die Hälften des Lebens auch räumlich separiert bleiben. Dem Streben nach Ich-Integration korrespondiert daher die Wunschvorstellung von fusionierten Erfahrungs-Räumen. Eine Tagebuch-Aufzeichnung aus den ersten Ferien, die Rosegger in der Heimat verbringt, lautet: »Wie, wen Graz in diesem Thale stände, und der Berg, allwo mein Vaterhaus, der Schloßberg wäre! Seht, so denk' ich mir den Himmel« (21/4/1865). Diese himmlische Topographie einer imaginierten Heimat ist Ausdruck von Konflikten, die mit der ironischen und sehr irdischen Maxime: »Wer sich dräht/ Wie der Wind wäht/ Der kommt ungeschoren durch die Welt« (13/4/1865) auf Dauer nicht zu vermeiden sind. Die nicht geglückte Anpassung an die

⁸⁵ Leopold von Sacher-Masoch: Mondnacht. In: Don Juan von Kolomea. Galizische Geschichten. Hrsg. v. Michael Farin. Bonn 1985, S. 105 (der Widmungsbrief »An Emerich Grafen Stadion in Venedig« ist datiert »Graz, 12. März 1868«).

⁸⁶ Wie Anm. 83, S. 4.

⁸⁷ Vgl. Manfred Schneider: Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München 1986, bes. S. 66ff. (zu Proust).

⁸⁸ Zitiert nach Haslinger (= Anm. 69), S. 189.

⁸⁹ NLPR-StL, Tagebuch Oktober 1865/Heft 7; vgl. Haslinger (= Anm. 69), S. 109.

Grazer Verhältnisse befördert die Regression in die »grüne Welt der Kindheit« und gleichzeitig die Distanz zu den rigiden Normen der Herkunftswelt, wodurch wiederum die an die Fremde geknüpften Hoffnungen bestärkt werden. Die Dynamik dieses vitiösen Zirkels verschärft sich durch die ersehnte Liebesbeziehung zu Maria Haselgraber, die den »Heimat-Komplex« zusätzlich zur starken Mutterbindung erotisch auflädt.⁹⁰ Die schwere Krankheit der Mutter und das ungewisse Liebesverhältnis erzeugen eine emotionale Intensität, die alte Bindungen konserviert, die – trotz aller Vermeidungsstrategien – durch die reale Trennung von der Herkunftswelt und ihren Werten belastet werden. Diese beträchtlichen Komplikationen einer ohnedies schwierigen Sozialisationsgeschichte schaukeln die Kulturkonflikte zu Psychodramen auf, die Roseggers nachträgliche Verklärung seiner Kindheit nicht verarbeitet, sondern lediglich verdeckt hat.

Ein Konflikt, der zu einem durchgängigen Thema von Roseggers Schreiben geworden ist, beherrscht schon die schriftlichen Zeugnisse der Studienzeit. Die Aufgeregtheiten des zeitgenössischen Disputes über Religions- und Kirchenfragen⁹¹ und die Bildungslektüre erschüttern Roseggers Kinderglauben und machen ihn in der Heimat zum verdächtigen Subjekt. Mit gespielter Souveränität schreibt er aus Obersteier an seinen Instruktor in Graz: »Ich unterhalte mich übrigens hier in Obersteier recht gut und man kommt mir auch überall viel freundlicher entgegen als zur Zeit meines Schneidertums. Zwar macht Einer oder der andere wohl manchmal ein verdächtiges Pfeffergesicht, wenn ich so mit dem Buch einhergehe, gerade so wie der Herr Pfarrer, und nichts arbeiten will; und mancher äußert gar den Verdacht, ich wäre in der Stadt viel »lutherischer« geworden als ich früher war; aber das unterhält mich eben wieder recht gut [. . .]«. ⁹² Dem hochgeschätzten Freund Robert Wagner, dessen Religionskritik Rosegger zu radikal war und mit dem er wegen dieses Streits zusätzlich zum normalen Briefwechsel eine (pseudonyme) »philosophische Korrespondenz« eröffnet hat, teilt er mit, daß sich »der Fels« »in Obersteier gar nimmer zurechtfindet«: »Denn – ich muß es nur frisch heraus gestehen – ein oder der andere Grundsatz – manches Vederchen vom Freivogel [sc. Wagners Pseudonym] ist am Felsen hängen geblieben; und so habe ich schon einigemale unter meinen Nachbarn lispeln gehört: »Aber du – der is in der Stadt lutherisch geworden.« Am Ende haben diese auch recht, wenn auch nicht lutherisch – liberaler jedenfalls.«⁹³

Im Gegensatz zum Atheismus und zur materialistischen Religionskritik seines liberalen Förderers Svoboda rechtfertigt Rosegger – gleichsam in Antizipation der materialismuskritischen, antiklerikalen Position seines Romans

⁹⁰ Vgl. Sigmund Freud: Das Unheimliche. In: Studienausgabe Bd IV. Frankfurt/M. 1982, S. 243–274, bes. S. 267.

⁹¹ Vgl. William H. Hubbard: Auf dem Weg zur Großstadt. Eine Sozialgeschichte der Stadt Graz 1850–1914. Wien 1984, S. 167f.

⁹² Janda, S. 14 (21/8/1865).

⁹³ NLPR-StL, Nr. III an den Freivogel, »25. Endemonat 1865.«

›Der Gottsucher‹ – die soziale Funktion der Religion in Verhältnissen, welche die Unglücklichen ohne die Sinnstiftung der Religion noch unglücklicher machen würden. Daß dem Elend anders nicht zu helfen sei, will der folgende Brief an Freivogel beweisen: »Indeß entdecke ich dieß nur meinem Freivogel, nicht aber jeden nächstbesten Bauern in Obersteier, denn diese lasse ich wohlweislich in ihrem Glauben, der, als heiliges Erbe von den Urvätern, ihr Adel, ihr Reichthum, ihre Hoffnung, ihr Glück ist. Würde man dem Landmann die Religion – d. h. die alte römer Religion rauben, er wäre in seinen armen Verhältnissen das unglücklichste Geschöpf, und wäre aller Erziehung und Bildung pur, zu dem Niederträchtigsten fähig. Im Gegentheile aber sparrt, und arbeitet er vom frühesten Morgen bis spät am Abend, darbt mit Gedult und Willen, und ist das nützlichste Glied des Staates, und eben, weil *dieß* ihm sein Pfarrer, – die Religion, thun heißt. Was ligt ihm an all den Leiden und Mühsalen dieses Lebens, wenn ihm jenseits dafür der schöne Himmel wird [. . .]«. ⁹⁴ Wie zur Bestätigung der materialistischen Religionskritik affirmiert Rosegger das Elend, während sich sein Verdacht gegen »alberne Gebräuche des Priesterthums« richtet. »So ist das Bauernvolk, ich kenne es; es ist halt einmal eine unglückliche Menschenklasse, welche sich nie zum Lichte emporarbeiten wird, und dasselbe auch nie ertragen könnte«. ⁹⁵

Diese Skepsis, die eine Zeitlang von der volksaufklärerischen Programmatik seiner Schriften widerlegt werden wollte, entspringt seiner unmittelbaren persönlichen Erfahrung in der Heimat, die er im Tagebuch verallgemeinert: »Wenn man dem Landvolke etwas von einer nützlichen Bildungsanstalt der Städte, oder etwas dergleichen, begreiflich machen will, so hat man bloß den Vortheil, daß man ihr zum Gespötte wird. Und mir ging es um kein Haar besser wie es den Misionaren unter den Wilden in Amerika ergangen ist, als sie die Civilisation unter ihnen einführen wollten« (13/4/1865). Der Rückgriff auf den Topos vom Bauern als Wilden ⁹⁶ hat zur Folge, daß sich die Distanz zum Landvolk nach der Logik der literarischen Rede in jener Rolle des Missionars/Priesters verkörpert, die Roseggers liberaler Antiklerikalismus als Objekt der Kritik entdeckt hat. Diese widersprüchlichen Indizien individueller Emanzipation kennzeichnen die Versuche des Heimkehrers, in die Rolle des ›Schneiderpeter‹ zu schlüpfen, ein Rollenspiel, das in dem Augenblick prekär wird, wo die soziale Strategie moralisch interpretiert wird. In religiöser Hinsicht unternimmt dies der Krieglacher Kaplan Rösch, der die Sorgen von Roseggers Eltern vermehrt, indem er das Urteil der Leute über die Einstellung ihres Sohnes zum Glauben bekräftigt. In einem Brief an Maria Haselgraber macht Rosegger seiner Empörung darüber Luft: »Vor einigen Tagen waren meine Mutter u. mein Bruder hier u. es hätte recht

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Vgl. z. B.: Honoré de Balzac: Die Bauern. Übers. v. Hugo Kaatz. Zürich 1977, S. 42, 104, 127 u.ö.

angenehm sein können, wenn die Mutter nicht immer so krank wäre. Unter Andern klagte sie mir auch, daß Hw Rösch, Prediger in Krieglach gesagt hätte, ich sei vom - Glauben abgefallen, u. es kostete mir Mühe, sie zu beruhigen. Mit dem Prediger aber, der die Hoffnung des ohnehin so unglücklichen Elternpaares so mutwillig zu zerstören suchte, trete ich in ernstlichen Konflikt; könnte dieser Mucker denn wirklich glauben, daß ich während der 4 Bildungsjahre, die ich das Glück hatte zu genießen in religiöser Beziehung genau die Denkungsweise der Bauern in Kriegl. Alpl beibehalten hätte! Du kennst meine Ansicht, sie ist auch die Eure u. jedes vernünftigen Menschen [. . .]. Das, was er den Eltern weiß machen wollte, hat er entweder aus Bosheit, oder - doch aus Dummheit gethan; er wird sich darüber rechtfertigen müssen.⁹⁷ Der erhaltene ›Rechtfertigungsbrief‹ des Geistlichen moniert Roseggers Angriffe auf Priester und kirchliche Institutionen und verlangt Beweise, »daß Sie im Herzen noch gut katholischer Christ sind«, sowie »aufrichtige Beseitigung aller Ihnen vielleicht aufgedrungenen Vorurtheile«.⁹⁸ Über das Persönliche hinaus ist dieser Brief ein Dokument der zeitgenössischen Polemik, in der die ›Tagespost‹ eine exponierte Position bezogen hat. »Ich will es nicht versuchen«, schreibt der Priester, »Sie zu bekehren u. zu bewegen, nicht für die Tagespost zu schreiben. Das ist an sich kein Verbrechen, denn ich habe dasselbe auch oft gethan, ohne je einen Knopf dafür bekommen zu haben. Aber damals hatte die Tagespost auch noch nicht diese ausgesprochen ganz antikatholische Tendenz wie jetzt«.⁹⁹ Diese Kontroverse, die Rosegger in seiner Autobiographie nicht unterdrückt hat, beweist, daß das, was zum liberalen Grundkonsens gehörte und im erfolgreichen Widerstand gegen das Konkordat sich behauptete (am 22. 3. 1868 notiert Rosegger im Tagebuch: »Abends Stadtbeleuchtung wegen Aufhebung des Concordats«), im Falle einer außergewöhnlichen Lebensgeschichte dem einzelnen nicht zufiel, sondern von ihm zu erkämpfen war.

⁹⁷ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, 22/3/1869. - In einem früheren Brief verteidigt sich Rosegger gegen den Vorwurf des leichtfertigen Umgangs mit religiösen Sachverhalten: »Weil die neue freie christliche Gemeinde gar so viel von sich reden machte, so habe ich sie endlich auch selbst kennen gelernt u. einem Gottesdienst beigewohnt. Ihre Grundsätze u. Formen sind zwar edel und schön, doch mir entsprechen sie nicht - Brunlechner hat recht - die schönste u. heiligste u. die einzig wahre Religion ist, die der liebe Gott selbst durch die Natur in jedes Menschenherz gelegt hat - die Erkenntniß des Guten u. Bösen, das Gewissen. Dieser Religion folgen alle guten Menschen auf Erden, sind sie Juden oder Katholiken oder Prodestanten oder Rongianer - der Messias hat sie auch gelehrt. Sein Evangelium ist der Grund u. Kern; die äußeren Formen sind überflüssig [. . .]. Daß ich der Religion bezüglich leichtsinnig sei, kann man mir gewiß nicht nachsagen; ich hasse allen Religionsstreit u. mich ekelt das jetzige Treiben auf den Kanzeln ordentlich an [. . .].« NLPR-StL, Rosegger an M. Haselgraber, 11/10/1868. - Zu Ronge vgl. Hans Pirchegger: Geschichte der Steiermark 1740-1919. Graz/Wien/Leipzig 1934, S. 394 und bes. S. 433.

⁹⁸ NLPR-StL, J. Rösch an Rosegger, 24/3/1869.

⁹⁹ Ebd.

So attraktiv die Rolle des Schneiderpeterl war, um den konfliktlosen Regreß in die früheren Verhältnisse zu ermöglichen, so fatal war sie für das erhoffte Liebesglück. erinnerte sie doch an die unerfüllten Hoffnungen jener Zeit, in der der dichtende Schneider als merkwürdiges Kuriosum interessant war, »[g]esellschaftlich genommen«¹⁰⁰ jedoch nichts bedeutete. Um das Herz der Kaufmannstochter zu gewinnen, mußte der Sohn eines verschuldeten Bauern mehr vorweisen als die Imitationen überspannter Liebeslyrik. Das von Maria Haselgraber inszenierte Verwirrspiel der Gefühle, wie es in Roseggers Tagebuch gespiegelt wird, macht Heimkehr und Abschied zu Ereignissen von erregender Ambivalenz. »O, diese Ferien sind noch mein Tod«, klagt der Tagebuchschreiber, der sich vom geglückten Aufstieg auch sein Liebesglück erhofft: »Wenn ich mir eine Bahn gebrochen habe die zum gesteckten Ziele führt, willst Du mit mir gehen? Willst Du Maria?!« (8/1/1866) Rosegger, der Marias Bruder zuvor schon als »liebe[n] Schwager« (27/11/1865) anspricht, will nach einem Besuch Marias in Graz – er nimmt von ihr »ganz kalt«, »aber mit zerrissenem Herzen« (13/3/1866) Abschied – Gewißheit (vgl. 26/1/1866) haben: »Darum schreibe mir, mein liebes Mädchen; ja oder nein; aber bald – ich bitte Dich. Fünf Jahre habe ich diesen Zweifel im Herzen herumgetragen, aber länger kann ich ihn nicht mehr aushalten. [. . .] Aber noch etwas; solltest Du mir den Todesstoß meines Glückes geben müssen, so thue es mit Nachsicht u. Schonung. Gedenke daß Du mit einem kalten Nein, mich morden könntest, wenn es denn sein muß so sage daß Du mich wie einen Jugendfreund lieben könntest, aber nicht mehr; schon das ist genug um mir mein ganzes schönes Leben elend zu machen« (11/1/1866).¹⁰¹ Die Antwort, ein »deutsches Nein« (25/4/1866), hebt sich in ihrem Lakonismus scharf von Roseggers stilisierter Sprache der Liebe ab: »In Deinem Schreiben vom 10^{ten} d. M. ersuchst Du mich um die Beantwortung zweier Worte, da Du aber ein Freund von langen Briefen bist, so will ich um den Brief etwas länger zu machen Dir das längere Wort welches Nein ist als Antwort schreiben. In der Hoffnung zur Ferienzeit Dich beim Meßner als alten Freund zu sehen, zeichne ich mich (wen Du es erlaubst das ich mich so nennen darf) als Deine Freundin Maria Haselgraber«.¹⁰² Roseggers ›Nachtstück‹ ›Als ich von Marie das ›Nein‹ erhielt‹ durchläuft alle Gefühlslagen, vom Todeswunsch bis zur Selbsttröstung, endlich Gewißheit zu haben. In seinem Antwortbrief wird diese Rationalisierung als sarkastische Indifferenz (›während man, im Grunde genommen, hier in Graz mit weniger Unkosten dergleichen bekommt«¹⁰³) narzißtisch gutgeschrieben. Der enttäuschte Liebende, der sein sorgsam beschriebenes Virilitätsmerkmal, den ersten Bart, tot »zur Erden« sinken sah, »ohne jemals geküßt worden zu sein« (16/4/1866),

¹⁰⁰ AIH 39, S. 94.

¹⁰¹ Auch bei Haslinger (= Anm. 69), S. 145.

¹⁰² NLPR-StL, Maria Haselgraber an Rosegger, 23/4/1866.

¹⁰³ Zit. bei Haslinger (= Anm. 69), S. 148.

hat keinen Anlaß mehr, das erträumte Familien-Idyll mit der Wahl eines ›bürgerlichen‹ Berufs abzusichern. Im Gegenteil: alle Aussichten, sich in die Konvention einer ›Lebensstellung‹ fügen zu müssen, erscheinen als Verhängnis. Die geknüpften Kontakte zu Schriftstellern wie Silberstein, Sacher-Masoch oder Hamerling sollen ihn der ersehnten Schriftsteller-Rolle näherbringen, wobei der Ungeduld des Publizierens Svobodas nüchterner Rath, den Abschluß der Schule abzuwarten, entgegensteht, ein Rath, der die Voraussetzungen einer ›poetischen Existenz‹ realitätsnah einschätzt. Roseggers Freund Robert Wagner pflichtet dieser Einstellung bei und argumentiert gegen die schwankenden Überzeugungen des ›Felsen‹: »In Bezug auf die Aufforderungen H[amerling]’s, schon vor Beendigung Deiner Studien etwas herauszugeben, möchte ich demselben doch nicht so recht zustimmen. Herrn Dr. Svoboda’s Rath hat sich noch jederzeit als gut erwiesen und dann sollte es für Dich auch aus Rücksichten der Dankbarkeit maßgebend sein, seinem Rath nicht entgegenzuhandeln. Uebrigens solltest Du Dich mehr *auf eigene Füße* stellen, nicht, je nachdem Einer oder der Andere auf Dich einwirkt, auch wieder einen anderen Entschluß fassen. Vor kurzer Zeit schriebst Du mir, Du wolltest vor Beendigung der Studien absolut nichts mehr drucken lassen und jetzt – Bezeige doch mehr Charakter!«¹⁰⁴

Roseggers Werdegang als Schriftsteller, der im folgenden zu beschreiben ist, hat Rückwirkungen auf seine Beziehung zu Maria Haselgraber, die jenseits aller Unvordenklichkeiten einer Liebesgeschichte die enge Kopplung von persönlichen Bindungen und Besitzvorstellungen beweist. Mit der schroffen Absage ist keineswegs jene Klarheit gewonnen, die Rosegger als positives Fazit herauslesen wollte. Die Ambivalenz der Gefühle ist in der als Freundschaft redefinierten und fortgesetzten Beziehung nicht zu stabilisieren, sie kann sich vielmehr in der vordergründig entlastenden und entlasteten Semantik der Freundschaft erneut und desaströs entfalten. Zudem wurden mit der scheinbaren Gewißheit einer getroffenen Entscheidung Anreize geschaffen, die Grenzen der Freundschaft zu erkunden. Die Erotisierung der Freundschaft konnte aufs ›Ganze‹ gehen, weil das ›Ganze‹ schon ausgeschlossen schien. Im diesem Freiraum gedeihen die Geständnisse schließlich so weit, daß Rosegger erneut eine Heirat vorschlägt, diesmal jedoch mit der Gelassenheit dessen, der an der Inkongruenz von Besitz und Gefühl die Lust am Aufschub entdecken kann: »Die Sommerferien haben mich wieder auf Deinen Besitz hoffen gemacht, aber sage mir jetzt nur offen, ob Du mit mir einstimmig bist. Aber binden will ich Dich nicht. So schwer es mir ankömmt, so muß ich Dir doch, auch im Falle Du mir die Treue versprichst, erlauben, daß, wenn sich für Dich eine vortheilhafte Gelegenheit zum Heirathen darbietet, Du sie annehmen kannst. Denn, so bestimmt ist meine Zukunft nicht, daß man sich darauf verlassen könnte.«¹⁰⁵ Statt der erhofften dezidierten

¹⁰⁴ NLPR-StL, Robert Wagner an Rosegger, 20/2/1868.

¹⁰⁵ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, 1/1/1869.

Antwort wird die Unbestimmtheit als Möglichkeit der Fortsetzung gewählt, wobei Maria Haselgraber den Rollenwechsel Roseggers für die Balance der Gefühle usurpiert. Aus Roseggers Antwort geht hervor, daß er in dieser Hinsicht gerade nicht auf sein vergangenes, erotisch wie ökonomisch deklassiertes Ich festgelegt werden möchte: »Deine Ansicht, daß ich noch Schneiderpeterl sein sollte, kann ich doch nicht ganz theilen; außer Du verstündest mich besser als zu jener Zeit, wo mir oft recht verzweifelt zu Mute war. Vergangene Zeiten wollen wir vergessen und an die gegenwärtigen u. zukünftigen denken, wie man am besten durchs Leben kommt«. ¹⁰⁶ Schon zuvor hatte Rosegger sein ›Stadtherren«-Ich gestärkt und seiner Freundin die Teilhabe an städtischer Kultur gönnerhaft in Aussicht gestellt: »Es ist keine Schmeichelei, Mariechen, wenn ich sage, da auch *Du* durch die Literatur eine gewisse Art von Bildung erreicht hast, nur hast Du noch nicht erfahren, wie es sich unter gebildeten Menschen leben läßt, man kann es kaum glauben, welch unendlicher Unterschied! Das erfahre ich erst immer nach den Ferien wieder, wie ich vom Lande in meine liebe freundliche Stadt zurückkehre«. ¹⁰⁷

In dem Maß, in dem Roseggers Erfolge als Schriftsteller für den Glanz des Stadtlebens sprechen, kann die Dürftigkeit der ländlichen Heimat in ein zukünftiges Arkadien umgedichtet werden: »Wenn mir einmal diese laute Welt mit ihren Freuden u. Ehren u. Intrügien u. Glanz u. Bosheiten zu bunt wird, wenn ich genug habe von Allem, wonach jetzt mein Ringen u. Trachten, mein Schaffen u. mein Ehrgeiz verlangt, dann, Marie, kehre ich wieder zu Dir zurück und lebe jenes süsse, ruhige Leben in der stillen Natur, wie ich mir es so oft gewünscht habe. Freilich würde ich den Verkehr mit intelligenten Menschen unter den Bauern schwer vermissen – aber den müßtest Du mir ersetzen«. ¹⁰⁸

Diese Variante des ›Tusculum-Komplexes« (Arno Schmidt) ist – wie alle ländlichen Idyllen – einer städtischen Perspektive verpflichtet, die mit der Erfahrung ländlicher Realität nicht zur Deckung zu bringen ist. Diese treibt vielmehr die Sehnsucht des Weggehens hervor. Als Rosegger erfährt, daß Maria Haselgraber als Dienstbotin nach Graz kommen möchte, bietet er seine Vermittlerdienste an und imaginiert die Stadt als Glücksort: »So mögest Du Dein Glück suchen, wo Dein Bruder es sucht, u. wo ich es gefunden habe«. ¹⁰⁹ Das Spiel mit den Topoi literarischer Glücksbilder zerbricht an der kruden Praxis der Liebe und weicht einer zynischen Entsorgung des Unglücks. Am 2. November 1872 schreibt Rosegger: »Wohl habe ich das, was Du mir in Deinem letzten Schreiben endlich gestanden hast, gehofft, geahnt, ja gewußt; u. ich harrte nur noch eines gütigen Geschickes, das uns einander näher bringen sollte, als wir uns sonst gestanden. Näher gebracht *hat* es uns,

¹⁰⁶ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, 22/3/1869.

¹⁰⁷ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, 11/10/1868.

¹⁰⁸ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, 18/11/1870.

¹⁰⁹ NLPR-StL, Rosegger an Maria Haselgraber, undatiert (vor August 1872).